



Die neue Goethe-Uni-App Chief Information Officer Ulrich Schielein erklärt, was sie kann.

Mehr auf S. 5

Foto: Peter Kiefer

Ein sich kontinuierlich verändernder Organismus

Direktorin Daniela Poth über den Strategie- und Transformationsprozess der Universitätsbibliothek.

3

Der digitale Faust

Vor über 250 Jahren begann Goethe in Frankfurt mit der Arbeit am »Urfaust«.

7

Weniger hilft mehr

Das mildere Gift von Wildbienen verspricht ein größeres pharmazeutisches Anwendungspotenzial als das der Honigbiene.

9

Auf den Spuren einer gefährlichen Infektionskrankheit

Der Mikrobiologe Volkhard Kempf hat mit einem Team Peru bereit.

11

Wissenschaftliches Schreiben will gelernt sein

Eine Interviewserie mit Lehrenden der Goethe-Universität.

25

Editorial des Universitätspräsidenten

Liebe Leserinnen und Leser, das Wintersemester neigt sich schon wieder dem Ende zu und die Themen der vergangenen Monate werden uns auch in der bevorstehenden vorlesungsfreien Zeit beschäftigen. Wir finden: Präsenzlehre hat – gerade nach Corona – einen besonderen Wert und daher halten wir auch daran fest. Uns ist es wichtig, auch weiterhin ohne stark eingeschränkte Öffnungszeiten und Gebäudeschließungen auszukommen, um Studium, Lehre und Forschung auf hohem Niveau zu gewährleisten. Dank des veränderten Verbraucherverhaltens aller spart die Goethe-Universität in diesem Winter voraussichtlich mehr als 15 Prozent Wärmeenergie ein. Das Bewusstsein, sparsam mit Ressourcen umzugehen, sollte unabhängig von der Energiepreissituation langfristig verankert werden, denn auch das ist ein Beitrag auf dem Weg zur nachhaltigen Universität. Dieses Ziel verfolgen wir gemeinsam, koordiniert durch unser Nachhaltigkeitsbüro, mit großer Konsequenz. Für die nächste Zeit wünsche ich allen Studierenden viel Erfolg bei den anstehenden Prüfungen und Hausarbeiten. Ich freue mich auf ein Wiedersehen – spätestens im April zum Start des Sommersemesters. Bis dahin Ihnen alles Gute!

Ihr Enrico Schleiff,
Universitätspräsident



Johann Wolfgang Goethe-Universität | Postfach 11 19 32
60054 Frankfurt am Main | PSDG E+4
D30699D Deutsche Post AG | Entgelt bezahlt

www.unireport.info

»Biodiversität stärker ins öffentliche Bewusstsein zu tragen – darin sehe ich meine Aufgabe«

Prof. Karin Böhning-Gaese, seit 2010 Direktorin des Senckenberg Biodiversität und Klima Forschungszentrums in Frankfurt am Main und Professorin an der Goethe-Universität, wurde in den Rat für Nachhaltige Entwicklung berufen. Das 15-köpfige Gremium berät die Bundesregierung, erarbeitet Beiträge zur Fortentwicklung der Nachhaltigkeitsstrategie, veröffentlicht Stellungnahmen zu Einzelthemen und soll zur öffentlichen Bewusstseinsbildung und zur gesellschaftlichen Debatte über Nachhaltigkeit beitragen.

UniReport: Liebe Frau Böhning-Gaese, herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Berufung. Was sind Ihre Erwartungen, was können Sie als Wissenschaftlerin im Rat für Nachhaltige Entwicklung bewegen?

Karin Böhning-Gaese: Der Rat für Nachhaltige Entwicklung ist, anders als viele Beratergremien, transdisziplinär zusammengesetzt. Es ist also kein rein wissenschaftliches Beratergremium, wie zum Beispiel die Arbeitsgruppen der Leopoldina, in denen ich aktiv bin und die ich teilweise leite. Im Rat sind auch Personen aus ganz anderen Bereichen des Öffentlichen Lebens vertreten. Beispielsweise der Präsident des Naturschutzbundes Deutschland, der Präsident der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, eine Vorständin des Unternehmens BASE, aber auch aus dem städtischen Bereich, wie die Oberbürgermeisterin der Stadt Bonn. Drei Wissenschaftler*innen bringen wissenschaftliche Er-

kenntnisse und Evidenz mit in den Rat. Schwerpunktmäßig geht es aber um die Umsetzung, sozusagen soll das Notwendige auf die Straße gebracht werden. Es reicht eben nicht, wenn wir Wissenschaftler*innen nur unter uns bleiben. Es braucht auch Expert*innen, die wissen, wie eine Stadt, wie ein Unternehmen oder ein Verband funktioniert.

Bei unterschiedlichen Interessen könnte es vielleicht auch eine Herausforderung sein, als Rat mit einer Stimme zu sprechen.

Auf jeden Fall. Ich hatte in der Vergangenheit schon mit dem Rat für Nachhaltige Entwicklung zu tun. In meiner Rolle als Leopoldina-Mitglied habe ich an einer Stellungnahme mitgearbeitet, mit den Mitgliedern des Rates, die sozusagen gespiegelt waren durch eine entsprechende Anzahl an Leopoldina-Mitgliedern. Da musste ich feststellen, dass die Diskussionskultur schon spannend ist. Man hat es mit sehr unterschiedlichen Perspektiven, Positionen, Expertisen und Erfahrungen zu tun. Das ist dann aber auch genau die Aufgabe des Rates: einen gesellschaftlichen Konsens herzustellen. Ideen für die Landwirtschaft entwickeln, die einerseits den Schutz der Natur ermöglichen, andererseits auch die Rahmenbedingungen berücksichtigen, unter denen heute Landwirtschaft funktioniert und die auch von den landwirtschaftlichen Betrieben umsetzbar sind. Ich erhoffe mir, dass die Positionen, die der Rat

erarbeitet, dadurch auch besser in der Praxis aufgegriffen werden können, dass eben unterschiedliche Perspektiven darin zum Niederschlag kommen. Es gibt sehr viele beratende Gremien in Deutschland. Beim Rat für Nachhaltige Entwicklung nehme ich als Besonderheit die transdisziplinäre Sicht: weil eben auch ganz unterschiedliche gesellschaftliche Akteure dabei sind.

Das Thema Nachhaltigkeit hat, vielleicht auch mit und durch die Energiekrise, mehr Aufmerksamkeit bekommen. Wo liegen aus Ihrer Sicht die Knackpunkte, was sehen Sie als Wissenschaftlerin als drängendstes Problem?

Der Rat für Nachhaltige Entwicklung nimmt sich der 17 Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen an. Zwei davon sind „Leben an Land“ und „Leben unter Wasser“. Dahinter steht natürlich auch die ganze Biodiversitätsforschung, die ich vertrete. Ich habe den Eindruck, dass diese beiden Ziele unter den Nachhaltigkeitsthemen, gerade im Vergleich zum Klima, bislang etwas stiefkindlich behandelt wurden. Ich würde mir daher wünschen, dass das Thema Biodiversität stärker in der politischen Debatte wahrgenommen würde, weil es in seiner Bedeutung mindestens so groß ist wie die Klimakrise. Wenn wir in Zukunft von den großen Umweltkrisen sprechen, sollten wir von einer Doppelkrise

Fortsetzung auf Seite 2

Fortsetzung von Seite 1

sprechen: von Klimawandel UND Biodiversitätsverlust. Einige Maßnahmen, die im besten Wissen und Gewissen für den Klimaschutz unternommen wurden, haben ganz fatale Kollateralschäden für die Biodiversität gehabt. Um hier ein konkretes Beispiel zu



Foto: Peter Kiefer

nennen: Der Ausbau der Bioenergiepflanzen war gut gemeint, weil man dachte, damit könne man die fossilen Energiequellen reduzieren. Aber nun wird ein nicht unbeträchtlicher Teil unserer landwirtschaftlichen Fläche genutzt, um Raps und Mais für Bioenergie anzubauen. Es wandert erstaunlich viel Getreide in den Tank statt auf den Teller. Das ist fatal vor dem Hintergrund der Ernährungssicherung. Zudem wird auf diesen Flächen gedüngt, Pflanzenschutzmittel kommen zum Einsatz. Die EU hat sich durchgerungen, dass 4 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche für die Artenschutzvielfalt ausgewiesen werden. Aber im Zuge der Ukraine-Krise und der Ernährungsunsicherheit ist das vom Landwirtschaftsministerium um ein Jahr zurückgestellt worden.

Oft fokussiert sich die Diskussion auf die Frage: Müssen andere Strukturen geschaffen werden oder muss der Einzelne (Bürger*in) sich stärker für Nachhaltigkeitsthemen engagieren. Eine Scheindebatte?

Man muss beides zusammendenken! Beim Weltnaturgipfel lautete die Überschrift für das deutsche Handeln: Man brauche einen „whole of government, whole of society approach“. Biodiversität ist nicht nur ein Thema des Umweltministeriums, sondern auch eines des Entwicklungshilfe- und Landwirtschaftsministeriums; auch eines der Wirtschaft und Finanzen. Man kann nicht Subventionen aus Brüssel für die Landwirt-

schaft so verteilen, dass sie nicht der nachhaltigen Landwirtschaft zugutekommen. Die Identifizierung von naturschädlichen Investitionen wäre wichtig. Ökolandbau ist definitiv wichtig, wie es im Koalitionsvertrag auch festgeschrieben ist, und zwar mit einem Anteil von 30 Prozent. Man muss sich aber auch bewusst machen, dass die Erträge im Ökolandbau um circa 25 Prozent niedriger sind, da gibt es massenhaft wissenschaftliche Untersuchungen zu. Wir haben jetzt schon einen ökologischen Fußabdruck im Globalen Süden, der größer ist als hier in Deutschland. Wenn wir das nicht noch weiter ausdehnen wollen, heißt das, dass wir unseren Konsum und unsere Ernährungsgewohnheiten ändern müssen. Das ist durchaus der/die Einzelne gefragt! Wir dürfen Lebensmittel nicht weiter so verschwenden. Das findet bei uns in Deutschland zum großen Teil sozusagen zwischen Laden und Teller statt; aber natürlich müssen auch Großhandel und Restaurants stärker darauf achten. Wir müssen aus Gesundheitsgründen, aber auch aus Gründen der Biodiversität weniger Fleisch essen. Man könnte auch sagen: zurück zum Sonntagsbraten! Damit könnten wir die geringeren Erträge im Ökolandbau locker ausgleichen, weil es Flächen freisetzen würde. Für ein Kilogramm Rindfleisch brauche ich das 160-Fache der Fläche wie für ein Kilogramm Kartoffeln. Selbst mit der Halbierung des Fleischkonsums könnte man schon viel erreichen.

Auch die Universitäten haben da, als große Institutionen mit zahlreichen Mitarbeitenden und Studierenden, eine Verantwortung. Was ist da aus Ihrer Sicht wichtig?

Der Fokus müsste noch ausgeweitet werden: Man achtet heute schon an den Hochschulen auf Mülltrennung, Plastikvermeidung, Energieeinsparung, auf energieeffiziente Gebäude und noch einiges mehr. Was aber oft noch nicht gesehen wird: Auch das ganze Landwirtschafts- und Ernährungssystem muss umgebaut werden. Die Mensen und Cafeterien, die in der Regel vom Studierendenwerk betrieben werden, könnten noch viel mehr Biogerichte anbieten. Mehr vegetarische Speisen, weniger Fleischgerichte. Hühnchen ist schon besser als Rindfleisch. Regional einkaufen wäre auch wichtig. Infolge der Energiekrise und mit der hohen Inflation ist die Nachfrage in den Biomärkten eingebrochen. Daher sollten sich auf diesem Marktsegment die universitären Betriebe stärker engagieren. In diesem Winter könnte man beispielsweise mehr auf Lauch, Kartoffeln, Kohl, Rote Beete, Pastinaken, Sellerie und Karotten aus der Region setzen.

Fragen: Dirk Frank

Die Zukunft hat schon begonnen

ChatGPT, der Prototyp eines Chatbot, von dem amerikanischen Unternehmen OpenAI entwickelt, ist im Augenblick in aller Munde. Gefragt wird auch: Stellt diese Software eine Herausforderung für den Bildungsbereich dar, werden künftig damit Haus- und Abschlussarbeiten erstellt? Prof. Uwe Walz, Professor für VWL, insbesondere Industrieökonomie an der Goethe-Universität, hat den Chatbot bereits im laufenden Wintersemester mit Studierenden analysiert.

UniReport: Herr Prof. Walz, welche Erfahrungen haben Sie in Ihrem Seminar mit ChatGPT gemacht?

Uwe Walz: Wir untersuchen seit einigen Jahren in einem Seminar, was die ökonomischen Auswirkungen von Machine Learning und Künstlicher Intelligenz auf verschiedene Produkt-, Arbeits- und Finanzmärkte sind. In dem Zusammenhang bietet ChatGPT die Möglichkeit, den Studierenden zu vermitteln, wie ein Bot funktioniert, wie sein Algorithmus aufgesetzt ist. Es handelt sich natürlich nicht um ein technologisch ausgerichtetes Informatik-Seminar. Wir haben vielmehr versucht zu vermitteln, wie Algorithmen Daten verwenden und welche Rolle die Trainingsdaten bei der Qualität der Vorhersagen spielen. Zudem ging es auch ganz konkret um Auswirkungen dieser Technologie auf die Arbeitsmärkte der Studierenden.

Wie schätzen Sie die Herausforderungen für Bildungsinstitutionen ein? Man hörte sogar Stimmen, die dafür plädierten, ChatGPT unter Studierenden erst gar nicht bekannt zu machen.

Man muss zuerst einmal ChatGPT ausprobieren, um sein großes Potenzial, aber auch seine Grenzen zu erkennen: Wenn man beispielsweise heute den Bot fragt, wie das Wetter morgen wird, kann er keine Antwort geben, weil er mit Daten bis Ende 2021 trainiert wurde. Wir stehen sicherlich am Anfang der Entwicklung, da gibt es noch einige Schwächen. Dennoch: Stand heute ist, dass er schon erstaunlich gut ist. Spätestens wenn die großen Tech-Firmen wie Microsoft ChatGPT in ihre Programme integrieren, bekommt der Bot immer mehr Daten und wird dadurch lernen und immer besser werden. Es wird ein gewisses Rennen sein: ein Wettlauf gegen die, aber auch mit der Technik. Junge Leute finden leicht Zugang zu dieser Technik. Es wäre schon sehr naiv, sie davon



fernhalten zu wollen, das Programm muss man mittlerweile als bekannt voraussetzen. Wie auch bei anderen technischen Entwicklungen werden wir darauf reagieren müssen, wegschauen bringt nichts. Ganz im Gegenteil, wir müssen unbedingt darüber nachdenken, wie wir diese Technologie auch produktiv in die Lehre einbringen können. Das Ganze bietet auch eine große Chance.

Für Prüfungen könnte das eine Herausforderung sein: Im Unterschied zum Plagiat wird ein Text ausgespuckt, dessen Herkunft nicht zurückzuverfolgen ist, oder?

ChatGPT produziert noch teilweise generische Resultate, ohne große Variationen. Und ich glaube, dass eine Plagiatssoftware wie Turnitin das annäherungsweise erkennen könnte. Meine Reaktion auf diese Herausforderung wäre allerdings: Wir dürfen als Lehrende, zumindest in meinem Fachgebiet, eben nicht mehr nur standardisiertes, repetitives Wissen abfragen, stattdessen den Studierenden komplexere Aufgaben stellen. Und sie darin ausbilden, wofür Universitäten stehen: nämlich für Strukturwissen.

Könnte die mündliche Prüfung wieder an Wert gewinnen?

Das wäre eine denkbare Reaktion, aber im Massenstudium von den Ressourcen her gesehen wiederum schwer vorstellbar. Zudem könnte man fragen: Warum sollte man im Mündlichen etwas abfragen, was auch der Algorithmus könnte? Wir werden uns das in meinem Fachbereich genau anschauen, diskutieren und überlegen, wie wir damit umgehen. In Abschlussarbeiten sollte noch viel mehr kritische Analyse erfragt werden. Kritisch auf einen Artikel in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu schauen, ist nicht der komparative Vorteil des Algorithmus.

Fragen: Dirk Frank

Überblick

Aktuell	2
Forschung	6
Campus	14
International	16
Kultur	17
Impressum	19
Bücher	22
Bibliothek	23
Studium	24
Menschen	26
Termine	27

UniReport: Frau Poth, Digitalisierung ist bei Ihnen in der UB zwar kein neues Schlagwort. Dennoch hat die technische Entwicklung der letzten 40 Jahre eine recht alte Institution wie die Bibliothek doch radikal verändert.

Daniela Poth: Die Digitalisierung ist für die ganze Gesellschaft eine große Herausforderung. Die Elektronische Datenverarbeitung (EDV) wurde in der Bibliothek Ende der 1980er Jahre eingeführt. Später kam dann natürlich die Entwicklung von Printmedien hin zu elektronischen Medien, was ja nicht heißt, dass es die gedruckten Medien heute nicht mehr gibt. Damit zeichnete sich bereits ab, dass der Ort Bibliothek für die Wissenschaft – insbesondere der Natur- und Lebenswissenschaften – an Bedeutung verlieren würde. Es war ja nun möglich, orts- und zeitunabhängig auf Medien zuzugreifen. Mehr oder weniger zeitgleich stellten sich aber durch die Bologna-Reform dann Strukturveränderungen im Studium ein: Die Bibliotheken bekamen als (physische) Lernorte für Studierende eine hohe Bedeutung. Die größte Veränderung ist seit wenigen Jahren die Entwicklung im Bereich Open Science. Die freie Verfügbarkeit von Forschungsdaten und -ergebnissen stellen Bibliotheken vor die Frage, wie wichtig der Bestandsaufbau in Zukunft noch sein wird. Noch weitergedacht: Was heißt das dann für die Rolle einer Universitätsbibliothek in der Informationsversorgung? Meine feste Überzeugung ist, dass sich diese im Grundsatz nicht verändert: Sie beinhaltet weiter das Auswählen, Bereitstellen und Kontextualisieren von Informationen, um unseren Nutzenden Orientierung zu geben. Das haben wir so auch in unserem Zielbild festgelegt: „Wir kuratieren unser Informationsangebot für Forschung, Lehre und Studium anhand der Bedürfnisse und dem Qualitätsanspruch der Wissenschaft.“

Das Zielbild ist nun beschlossen, wie hat man sich die Umsetzung vorzustellen?

Das Zielbild war der erste Schritt: zu sagen, wo stehen wir, wo wollen wir eigentlich hin. Zum 1. Januar 2023 haben wir dann die strukturellen Voraussetzungen geschaffen, es einzulösen und haben uns als Organisation neu aufgestellt. Mit den IT-Services, der Abteilung Erwerbung, Lizenzen und Meta-Daten und unserer Abteilung Information, Bereitstellung und Originalerhalt haben wir drei Säulen, die für die Basis sorgen. Nach wie vor gibt es die HEBIS-Verbundzentrale, die Aufgaben für den hessischen Bibliotheksverbund wahrnimmt. Grundsätzlich neu sind zwei Einheiten: Mit der einen stärken wir unsere Position als Serviceeinrichtung für die Universität, konzentrieren uns auf Lernorte und die Wissenschaftsunterstützung. Mit der zweiten tragen wir vor allem unseren historischen Beständen und Spezialsammlungen Rechnung und fokussieren auf überregionale Fachcommunities. Gemeinsam wollen wir uns als Universitätsbibliothek auf den Weg machen, um die im Zielbild formulierten strategischen Ziele zu erreichen.

Dieser Prozess klingt einerseits unabschließbar, andererseits gibt es sicherlich Meilensteine, oder?

Ein solcher Prozess kostet alle Beteiligten viel Kraft. Deswegen ist es so wichtig, die Weiterentwicklung Teil der Routinen werden zu lassen. Unser Zielbild haben wir auf zehn Jahre hin angelegt, das ist lang. Die darin formulierten strategischen Ziele wollen wir aber bis 2026 realisiert haben. Wenn es uns gelingt, sie in den nächsten drei Jahren konsequent umzusetzen, ist das ein guter Zeitpunkt, um zu prüfen, wie nah wir unserer Vision gekommen sind und ob unsere Mission noch zutreffend ist. Zu den Meilensteinen gehört

Die Bibliothek als ein sich kontinuierlich verändernder Organismus

Direktorin Daniela Poth über den Strategie- und Transformationsprozess der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg



Das Lenkungsteam (v. l.): Dr. Angela Hausinger, Dr. Mathias Jehn, Daniela Poth, Dr. Klaus Junkes-Kirchen, Dr. Thomas Risse. Foto: Uwe Dettmar

auch, was der Wissenschaftsrat und die Deutsche Forschungsgemeinschaft den Universitäten dringend empfehlen: die Einrichtung eines sogenannten Informationsbudgets. Ziel ist, alle Mittel für die Informationsversorgung an der Goethe-Universität zu bündeln und die verschiedenen Ausgaben einheitlich zu verwalten. Das umfasst den Erwerb und die Lizenzierung von Literatur genauso wie die Finanzierung von Open-Access-Publikationen und die Sicherung von Forschungsdaten. Aktuell haben wir noch individuelle Regelungen mit den Fachbereichen und arbeiten mit über 50 Kostenstellen. Hier liegt also

noch eine Wegstrecke vor uns. Letzter wichtiger Punkt: Wir ersetzen gerade mit unseren Partnern im hessischen Verbund unser Bibliotheksmanagementsystem durch ein Open-Source-Produkt. Das ist zwar nicht direkt mit unserem Strategieprozess verbunden, setzt aber den Rahmen für die zukünftige Weiterentwicklung vieler Arbeitsabläufe.

In der Beschreibung des Prozesses tauchen Begriffe wie SWOT-Analyse auf. Muss man sich eine Universitätsbibliothek heutzutage wie ein Unternehmen vorstellen, das sich fortlaufend selbst analysieren muss?

»WIR SIND EIN H(UB) FÜR MENSCHEN, WISSEN UND SERVICES DER GOETHE-UNIVERSITÄT.«

Gleich der erste Satz des strategischen Zielbilds der Universitätsbibliothek bringt zum Ausdruck, was sich die Bibliothek für die Zukunft vorgenommen hat: Noch viel stärker als in der Vergangenheit zu einem Knotenpunkt des interdisziplinären Austauschs und der Wissenschaftsunterstützung zu werden. Mit digitalen Services und Angeboten vor Ort, die sich an den Bedürfnissen von Forschenden, Lehrenden und Studierenden an der Goethe-Universität ausrichten, aber auch die überregionale Forschung gezielt ansprechen. Der Startschuss für die Entwicklung einer eigenen Strategie fiel im Spätherbst 2021 mit Mitarbeitenden-Interviews. Ein repräsentativer Querschnitt von 41 der rund 350 Mitarbeitenden sorgte mit ihren Einschätzungen zur aktuellen Situation und Zukunftsgestaltung für eine erste Bestandsaufnahme. Ergänzt wurde diese Innenwahrnehmung in der Folge durch vier Analysen, in denen ein eigens gegründetes Strategieteam die Einflussfaktoren von außen, die Wahrnehmung der Nutzenden, die Stakeholder sowie die Kernkompetenzen der Bibliothek in den Blick nahm und gemeinsam mit dem engsten Führungskreis in einer SWOT-Analyse zu einem „Stärken (S), Schwächen (W), Chancen (O) und Risiken (T)“-Profil verdichtete. Auf dieser Grundlage entwickelte das Strategieteam dann mögliche Entwicklungsrichtungen für die Bibliothek und schuf die Vorlage zur Herausarbeitung der Strategie bis zum Sommer 2022. Ein wichtiger Erfolgsfaktor in diesem Prozess war, immer wieder die Rückkopplung mit Mitarbeitenden und Führungskräften in der Bibliothek zu suchen, aber auch externe Expert*innen, Nutzende und das Präsidium der Goethe-Universität einzubinden. Am 2. August verabschiedete das Präsidium das strategische Zielbild 2032 der Universitätsbibliothek. Erster Schritt der Umsetzung war die strukturelle Neuaufstellung zu Beginn dieses Jahres. Das Zielbild zum Nachlesen gibt es auf der Website der Universitätsbibliothek.

<https://www.ub.uni-frankfurt.de/ueber/strategie.html>

Meiner Meinung nach ist jede Organisation gut beraten, sich immer wieder auf den Prüfstand zu stellen. Als Bibliothek erleben wir, dass uns neue Aufgaben zuwachsen, ohne dass die bisherigen Aufgaben im gleichen Maße abnehmen oder ganz wegfallen. Trotz der Zunahme von digitalen Medien müssen wir uns beispielsweise auch weiterhin um Printmedien kümmern. Weil aber das Personalbudget nicht wächst, sondern bestenfalls stagniert, der demografische Wandel uns darüber hinaus die Personalgewinnung nicht erleichtert, wird immer wichtiger, zu priorisieren und uns zu fokussieren. Die Kernfrage ist: Wie gelingt es, unsere personellen und materiellen Ressourcen so einzusetzen, dass wir Forschung, Lehre und Studium adäquat unterstützen? Hier gilt es, die Bedarfe unserer Nutzenden gut zu kennen und in einem engen Dialog zu stehen. Das alles sind gute Gründe, Instrumente zu nutzen, die in Unternehmen ganz selbstverständlich zum Einsatz kommen.

Manchmal hört man in der Öffentlichkeit Stimmen, die darauf abheben, dass Bibliotheken eigentlich ausgedient hätten. Spüren Sie einen Gegenwind aus der Politik, der Verwaltung, vielleicht sogar auch aus der Wissenschaft?

Grundsätzlich als Einrichtung hinterfragt zu werden, habe ich noch nicht erlebt. Die Finanzierung über die Kommunen stellt öffentliche Bibliotheken aber sicherlich noch vor andere Herausforderungen als uns. Gerade in Corona-Zeiten hat sich meiner Meinung nach gezeigt, wie wichtig ein öffentlicher, nichtkommerzieller und physischer Raum ist, wo man sich begegnen kann. Wenn es um Literaturversorgung geht, wird unsere Zuständigkeit nicht angezweifelt. Zu neueren Aufgaben, für die es keine Vorbilder gibt, gehören dagegen auch Aushandlungsprozesse. Wenn ich beispielsweise über Forschungsdatenmanagement spreche, dann haben wir als Bibliothek für diesen Aufgabenbereich die passenden Kompetenzen. Aber wir könnten die damit verbundenen Aufgaben nicht alleine wahrnehmen und tun es auch nicht. Deswegen wird Forschungsdatenmanagement an der Goethe-Universität in Kooperation mit dem Hochschulrechenzentrum und mit eigens dafür benannten Ansprechpersonen in den Fachbereichen angegangen. Es funktioniert nur dann, wenn klar ist, wer was beiträgt und alle optimal zusammenspielen.

Gleichwohl wirft die Dynamik der technologischen Entwicklung Fragen auch nach der Kompetenz der Mitarbeitenden auf. Wäre es falsch, von einer zunehmenden Akademisierung der Arbeitsplätze in der Bibliothek zu sprechen?

Ob man von einer zunehmenden Akademisierung unseres Berufsstandes sprechen kann, weiß ich gar nicht. Durch die Vielfalt der Aufgaben arbeiten in der Bibliothek viele Menschen mit sehr unterschiedlichen Berufsabschlüssen – vom Ausbildungsberuf über das Bachelorstudium im Bibliothekswesen bis hin zu promovierten Mitarbeitenden, die an der Schnittstelle zur Wissenschaft auf Augenhöhe Services und Tools entwickeln. Die Digitalisierung stellt insgesamt höhere Anforderungen an uns alle, die wir gemeinsam zu bewältigen haben. Dazu kommt, dass in den nächsten zwölf Jahren rund 40 Prozent der Bibliotheksmitarbeitenden altersbedingt ausscheiden werden. Das führt zu vielfältigen Herausforderungen. Das eine ist, den Wissenstransfer so zu gestalten, dass uns das hohe Fachwissen der Kolleg*innen nicht verloren geht. Auf der anderen Seite muss es uns gelingen, neue Mitarbeitende mit den passenden Qualifikationen für die Bibliothek

Fortsetzung auf Seite 4

»Weichen für die Zukunft gestellt«

Hessischer Verdienstorden für Werner Meißner

Prof. Werner Meißner, Wirtschaftswissenschaftler und Präsident der Goethe-Universität von 1994 bis 2000, ist mit dem Hessischen Verdienstorden ausgezeichnet worden. Die Verleihung fand im Rahmen eines Festaktes an der Goethe-Universität statt. Hessens Finanzminister Michael Boddenberg überreichte Werner Meißner den Verdienstorden: „Herr Professor Meißner ist eine herausragende Persönlichkeit nicht nur der Stadt Frankfurt, sondern auch in der deutschen Hochschullandschaft. Als Präsident hat er die Goethe-Universität bis heute entscheidend geprägt. Seinem unermüdlichen Engagement für den Erwerb des I.G. Farben-Hauses durch das Land Hessen ist es zu verdanken, dass am Campus Westend heute ein einzigartiger innerstädtischer Universitätsstandort entsteht, auf den die ganze Stadt stolz sein kann. Werner Meißner hat auch darüber hinaus in seiner Amtszeit Weichen für die Zukunft gestellt, die Universitätsverwaltung transparenter gemacht und näher an die Stadtgesellschaft geführt.

Sein beispielgebendes Wirken und Engagement für Forschung und Lehre hat die Stadt Frankfurt geprägt und reichte weit über die Stadtgrenzen hinaus, etwa durch seine jahrelange Tätigkeit für die Hans-Böckler-Stiftung“, so Boddenberg.

„Die Goethe-Universität dankt Professor Dr. Meißner für seine wegweisende Arbeit



bei der Neugestaltung unserer Alma Mater. Mit großer Beharrlichkeit hat Werner Meißner als Universitätspräsident den heutigen Campus Westend als neuen Universitätsstandort ins öffentliche Gespräch gebracht. Die heute weitgehend realisierte räumliche und bauliche Neuordnung der Goethe-Universität verdanken wir nicht zuletzt seinem Wirken. Dabei stand für Werner Meißner jedoch nicht die bauliche Neuordnung im Vordergrund, sondern die Vision, dass fächerübergreifende Forschung und Begegnung sowie der Transfer von Wissen in die Gesellschaft einen sichtbaren, einladenden und offenen Ort brauchen. Für diese Vision bedurfte es Weitblick. Die Früchte ernten wir heute auch mit den aktuellen Entwicklungen und Möglichkeiten in den Bereichen Forschung, Lehre und Transfer unserer Universität. Der Verdienst von Werner Meißner ist mit Blick darauf nicht hoch genug zu schätzen und die Goethe-Community gratuliert ihm daher von Herzen zu der hohen Auszeich-

nung des Hessischen Verdienstordens“, betonte Professor Dr. Schleiff, Präsident der Goethe-Universität.

Seine wissenschaftliche Ausbildung begann der heute 85-jährige Werner Meißner mit dem Studium der Betriebswirtschaftslehre in Berlin und Köln. An der Stanford University studierte er Volkswirtschaftslehre und promovierte schließlich an der Freien Universität Berlin. Nach dem anschließenden Studium der Ökonometrie und Statistik an der Universität Uppsala und an der Technischen Hochschule Darmstadt habilitierte er in Darmstadt für Volkswirtschaftslehre und Ökonometrie. 1971 erhielt er den Ruf auf die Professur für Wirtschaftliche Staatswissenschaften an der Goethe-Universität Frankfurt, deren Präsident er von 1994 bis 2000 war.

Während seiner wissenschaftlichen Laufbahn hatte Meißner Gastprofessuren an den Universitäten von Stockholm, Göteborg, Wien und Toronto. Darüber hinaus übernahm er im Laufe der Jahre zeitweise Führungspositionen in verschiedenen wissenschaftlichen Einrichtungen, war als Berater für verschiedene internationale Organisationen aktiv und engagierte sich besonders bei der Hans-Böckler-Stiftung, wo er dem Wissenschaftlichen Beirat und dem Kuratorium angehörte.

Fortsetzung von Seite 3

zu gewinnen. Für viele Aufgaben wie zum Beispiel im IT-Bereich stehen wir dabei in Konkurrenz mit der freien Wirtschaft. Das bleibt nicht nur für uns, sondern insgesamt im Öffentlichen Dienst eine echte Herausforderung.

Sie haben in den Strategieprozess der UB Ihre Mitarbeitenden sehr stark mit einbezogen. Wie war da sozusagen Ihr Eindruck, sorgt der Veränderungsdruck auch für Sorgen und Ängste?

Veränderungen sind immer auch mit Ängsten verbunden. Die Reaktionen reichten bei uns von „Bibliotheken mussten sich immer schon verändern, das ist für uns eigentlich nichts Neues“ bis zu „Wieso muss sich denn überhaupt was verändern, es läuft doch alles prima“. Wir haben den Prozess 2021 mit Mitarbeitenden-Interviews begonnen, um ein Bild zu bekommen, wo die Mitarbeitenden Bedarf für die Weiterentwicklung sehen und welche Wünsche sie hinsichtlich Prozessgestaltung und Zukunft der Bibliothek haben. Eine Strategie ist erst einmal nach außen gerichtet, wir wollten aber immer auch nach innen schauen, weil uns von Anfang klar war: Erfolgreich weiterentwickeln werden wir uns nur, wenn wir auch in die Bibliothek hinein eine Kultur der Veränderung etablieren, die von möglichst vielen mitgetragen wird. In der weiteren Entwicklung gab es deswegen immer auch Formate, über die wir Zwischenstände mit den Mitarbeitenden offen besprochen und ihre Rückmeldungen mitberücksichtigt haben.

Eine Frage zur Identität und zur Rolle der UB:

Es wird im »Zielbild 2032« unter anderem gesagt, dass sich dieses Zielbild der UB »in die Strategie der Goethe-Universität ein[passt]«. Ist das eine Herausforderung, sich näher an die Goethe-Universität zu binden, wo doch die Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg in der Bibliothekslandschaft auch Aufgaben jenseits der Goethe-Universität wahrnimmt?

Die Wurzeln der Bibliothek reichen weit in die Stadtgeschichte und sind eng verbunden mit der Geschichte der Senckenbergischen

Stiftung. Das lässt sich nicht nur an unserem Namen ablesen, sondern bildet sich auch in unseren Beständen ab. Diese besonderen Sammlungsbestände haben für Forschungscommunities weit über die Goethe-Universität hinaus Relevanz. Dieser Verantwortung wollen wir weiter gerecht werden. Wir orientieren uns in unserer eigenen Weiterentwicklung ganz klar an der Entwicklung der Universität und fühlen uns als zentrale Einrichtung unserem Unterhaltsträger verpflichtet. Gleichzeitig haben wir aus unserer Historie heraus einen Auftrag, unsere besonderen Sammlungsbestände für die überregionale Forschung nutzbar zu machen. Wir werden es so gestalten, dass das eine vom anderen profitiert.

Spielt die Entwicklung des Lernorts in der Ausrichtung der Bibliothek auch eine Rolle? Das betrifft ja vor allem die Studierenden.

Wichtig ist uns, in Zukunft noch besser die sich verändernden Bedürfnisse unserer Nutzenden zu verstehen. Studierende sind dabei eine ganz wichtige Zielgruppe. Sie profitieren ja sowohl von der Infrastruktur der Bibliothek wie auch dem physischen Raum. Ihre Anforderungen hängen daher oft mit den Möglichkeiten zusammen, Räumlichkeiten gezielt weiterzuentwickeln und neu zu nutzen. Nicht immer passt alles zusammen: Die einen wünschen sich flexible Räumlichkeiten der Kollaboration, andere eine konzentrierte Arbeitsatmosphäre des stillen Lernens. Wir wollen in Zukunft hier noch stärker in den Dialog mit den Studierenden treten und umsetzen, was im Rahmen der baulichen Gegebenheiten machbar ist.

Wir haben ja heutzutage auch viele Player, auch im Bereich der Informationsgesellschaft, beispielsweise Verlage, die auch Services anbieten, kostenpflichtig natürlich, aber vielleicht trotzdem in einer Form, die es für den ein oder anderen Nutzenden interessant macht. Können die wissenschaftlichen Bibliotheken in der Konkurrenz bestehen?

Über das Informationsmonopol, das früher einmal Bibliotheken hatten, verfügen wir schon länger nicht mehr. Auch Wissenschaft-

ler*innen nutzen für Recherchen neben unseren Portalen und Katalogen oftmals Google oder Google Scholar. Es kommt darauf an, was man sucht. Gerade Printbestände sind meist nicht über Google & Co. auffindbar. Die großen Wissenschaftsverlage bieten Forschenden heute herausragende digitale Angebote, mit denen Sie Forschungsleistung von der Ausgangsfrage bis zur Publikation der wissenschaftlichen Erkenntnisse gezielt unterstützen. Das schafft keine Einzelbibliothek. Selbst in Kooperation wird das schwierig. Unsere Stärke liegt an einer anderen Stelle: Wir verfolgen keine Gewinninteressen. Das ist insbesondere wichtig im Umgang mit Daten. Wenn große Wissenschaftsverlage das Rundum-sorglos-Paket anbieten, ist damit oft eine mehr oder weniger unkontrollierte Nutzung der Daten verbunden. Datensouveränität ist eine Stärke, die es gezielt einzusetzen gilt.

Wir haben jetzt sechs Bereichsbibliotheken auf den Campi der Goethe-Universität, nach ungefähr 20 Jahren Planung Ende letzten Jahres vollendet. Was jetzt aber noch fehlt, ist der letzte Riesenbaustein, also die Hauptbibliothek auf dem Campus Westend. Wenn man den Neubau eines solchen großen Gebäudes plant, muss man sicherlich auch die Entwicklungen auf einem derart volatilen Feld mit einkalkulieren. Wie könnte, wie sollte die neue UB aussehen?

Das gilt es etwas aufzuschlüsseln: In unserer heutigen Zentralbibliothek an der Bockenheimer Warte sind knapp fünf Millionen physische Medieneinheiten in unterirdischen und überirdischen Magazinen untergebracht, darunter viele historische Bestände mit besonderen sicherheitstechnischen und klimatischen Anforderungen. Diese brauchen auch zukünftig einen geeigneten Unterbringungs- und Nutzungsort. Aber die Zentralbibliothek ist eben noch mehr: Viele unserer Fachexpert*innen arbeiten von hier aus, der größte Teil der Medienbearbeitung und die Verwaltung sind hier untergebracht. Sie ist aber vor allem ein fachneutraler Ort. Während jeder unserer anderen neun Standorte bestimmten Fachbereichen zugeordnet ist, steht die Zentralbibliothek für die Gesamtheit der

Universitätsbibliothek. „Wir sind ein H(UB) für Menschen, Wissen, Services der Goethe-Universität.“ Dieser Satz ist Teil unserer Vision im Zielbild. Ein Neubau, der die Gesamtheit des Bibliothekssystems an der Universität repräsentiert, bietet die Chance, diesen Satz auf besondere Weise mit Leben zu füllen. Es sollte ein Ort des interdisziplinären und transdisziplinären Austausches sein, ein Ort, der zur gemeinsamen Entwicklung von Lösungen für komplexe Probleme unserer Zeit einlädt. Und dabei allen offensteht: Forschenden, Lehrenden, Studierenden, den Mitarbeitenden der Verwaltung wie auch den interessierten Bürgerinnen und Bürgern. Inwieweit man ein Publikum außerhalb der Universität erreicht, hängt allerdings auch vom Bauplatz ab.

Der Campus Westend hat natürlich eine andere Erreichbarkeit und ein anderes Umfeld als der Campus Bockenheimer.

Wir sind an der Bockenheimer Warte Teil des Stadtgeschehens. Das ist für den Bezug zur Öffentlichkeit hilfreich. Für den neuen Standort werden wir uns überlegen müssen, wie wir diesen Bezug neu herstellen können, zum Beispiel über Ausstellungen oder Diskurse mit aktueller Relevanz für die Bürgerinnen und Bürger von Frankfurt. Vor meinem Bibliotheksreferendariat habe ich Architektur studiert. In der Architekturtheorie spricht man vom Genius loci – also davon, den Geist des Ortes in die architektonische Ausgestaltung einzubeziehen. Gerade vor dem Hintergrund der hohen Entwicklungsdynamik, mit der wir auch als Bibliothek umgehen müssen, wäre natürlich ein dauerhaftes Budget für die Weiterentwicklung toll. Ich kann ja mal träumen (lacht). Was die Nachhaltigkeit angeht, da vertraue ich meiner alten Berufsgarde, die ja schon herausragende Projekte im Bereich nachhaltiger Architektur realisiert hat.

Fragen: Dirk Frank

»Ich möchte Deutschlands beste Uni-App für Studierende entwickeln«

Die neue Goethe-Uni-App kann mehr als ihre Vorgängerin und hat einen frischen Look bekommen. Gemeinsam mit den Studierenden will Chief Information Officer Ulrich Schielein sie nun noch besser machen.

Seit Januar gibt es die Goethe-Uni-App 2.0 zum Download für iOS und Android. Einmal heruntergeladen, lässt sich mit ihr der Uni-Alltag einfacher und komfortabler organisieren. Warum es sich unbedingt lohnt, Speicherplatz auf dem Smartphone für die neue App freizuhalten, und warum ein Hackathon nicht nur etwas für Programmierer*innen ist, erläutert Ulrich Schielein, CIO der Goethe-Universität, im Interview.

UniReport: Herr Schielein, warum sollte ich mir die neue Goethe-Uni-App herunterladen? Ich kann ja auch einfach von unterwegs auf die mobile Uni-Homepage zugreifen.

Ulrich Schielein: Erst einmal ist der Zugriff auf die Inhalte über die App komfortabler, als wenn ich mit dem Handybrowser auf die Website zugreife. Ich kann mir dann die App so konfigurieren, dass die Informationen oben auftauchen, die mich am meisten interessieren. Mit der App habe ich meine aktuellen Studieninformationen immer im Blick, ohne mich immer erst einloggen zu müssen. Wir wollen aber noch mehr: Die App soll für die Studierenden zu einem relevanten Tool werden, das ihren kompletten Tagesrhythmus abbildet und ihren Studienalltag erleichtert.

Die Goethe-Universität hatte ja auch schon vorher eine App. Was ist nun anders als vorher?

Die Version 2.0 hat neben dem moderneren Look & Feel vor allem zwei wesentliche Erweiterungen bekommen: Die eine ist der Login in unser Campusmanagementsystem. Nach dem Login mit dem HRZ-Account können sich die Studierenden dort zum Beispiel einen Stundenplan erstellen und ihre Noten einsehen. Die zweite wichtige neue Funktion ist der Zugriff auf das Konto an der Universitätsbibliothek: Ich kann direkt über die App im Katalog recherchieren, Medien ausleihen und den Überblick über Mahngebühren behalten.

Das heißt, da mussten verschiedene Systeme lernen, miteinander zu »sprechen«?

Genau. Die App besteht an vielen Stellen aus Schnittstellen – selbst wenn ich nur die Speisepläne anschauen will, brauche ich eine Schnittstelle ins System des Studierendenwerks, um die Informationen aktuell (im 10-Minuten-Takt) auslesen zu können.

Zielgruppe für die App sind in erster Linie die Studierenden.

Diese können die App nicht nur herunterladen, sondern auch bei der weiteren Entwicklung der App mitwirken. Was ist geplant?

Zeitgleich mit dem Start der neuen App haben wir eine Plattform freigeschaltet (<https://tinygu.de/ideen-guapp>), über die die Nutzer*innen Feedback geben und Ideen für weitere App-Funktionen vorschlagen können. Wir möchten verstehen, welche Bedürfnisse die Studierenden haben und welche Funktionalitäten ihnen am wichtigsten erscheinen. Auf dieser



Ulrich Schielein ist Chief Information Officer (CIO) und hauptamtlicher Vizepräsident der Goethe-Universität. Er verantwortet seit Mai 2022 die Entwicklung und Umsetzung einer übergreifenden Digitalisierungsstrategie und somit die strategische Steuerung der Digitalisierung, des gesamten IT-Bereiches und der Weiterentwicklung der IT-Infrastruktur der Goethe-Universität. Foto: Uwe Dettmar



Basis wollen wir die App dann ziel- und nutzergerecht weiterentwickeln. Nutzer*innen frühzeitig einzubinden, ist ein wesentlicher Erfolgsfaktor bei einer agilen Entwicklung.

Im nächsten Schritt werden wir dann im Sommersemester einen Hackathon* veranstalten: Dort haben interessierte Studierende dann Gelegenheit, erste Funktionalitäten im Sinne eines Click Dummys eigenständig umsetzen zu können. Damit können wir zum einen die Funktionalitäten testen. Zum anderen ist der Hackathon aber auch eine tolle Gelegenheit, die eigenen Digitalisierungsskills weiterzuentwickeln. Der Hackathon bietet einen geschützten Raum, wo Studierende aller Fachrichtungen – also nicht nur der MINT-Fächer – so etwas einmal ausprobieren können und sich niemand blamiert. Wir werden entsprechende Räumlichkeiten und Tools zur Verfügung stellen, es wird Vorträge geben, natürlich ausreichend Essen und Trinken – es soll ein richtiges Event werden! Wir wollen damit zeigen: so eine App-Entwicklung ist kein Hexenwerk, sondern das geht relativ einfach und schnell.

Was ist mit den Mitarbeiter*innen an der Goethe-Uni – wird es bald auch spezielle App-Funktionen für sie geben?

Die Goethe-Uni-App ist auch schon jetzt für die Beschäftigten eine praktische Alternative zur mobilen Website, eben weil ich sehr schnell meine Uni-News, Kontakte oder Speisepläne finde. Was weitergehende Funktionen speziell für Mitarbeitende angeht, setzen wir allerdings eher auf unseren geplanten Webrelaunch als auf eine App-Lösung. Unter anderem möchten wir das Intranet dann vom bisherigen reinen Infokanal zu einer echten Arbeits- und Austauschplattform ausbauen. Das ist aber komplexer und benötigt noch etwas Zeit.

Nach dem Relaunch ist also vor dem Relaunch. Haben Sie einen persönlichen Anspruch an die künftige Goethe-Uni-App 3.0?

Ja, ich möchte Deutschlands beste und sicherste Uni-App für Studierende entwickeln! Falls wir dafür eine entsprechende Auszeichnung bekommen, wäre das natürlich großartig. Aber viel entscheidender ist, mit jeder Entwicklungsstufe unserem Ziel näher zu kommen, den Studienalltag über die App als zentrale Drehscheibe zu vereinfachen.

In dem Zusammenhang soll auch der Austausch unter Kommiliton*innen, zwischen Studierenden und ihren Lehrenden sowie zwischen Studierenden und der Verwaltung

vereinfacht werden: Wir wollen über die App sichere, DSGVO-konforme Kommunikationswege schaffen, mit denen zum Beispiel kurzfristig Informationen zur Verlegung von Räumen, Vorlesungsausfällen und so weiter kommuniziert werden können.

Außerdem soll es die Möglichkeit geben, systematisch weitere Services aufzubauen. Ein Wunsch von mir wäre beispielsweise, sehbeeinträchtigte Personengruppen über die App Hilfen zur Verfügung zu stellen, um Gebäude und Räume einfacher finden zu können.

Mit der Ideensammlung und dem Hackathon können Studierende an einem Digitalisierungsprojekt selbst mitwirken. Ist das eine Blaupause auch für weitere Vorhaben?

Zumindest für die App kann ich das schon konkret sagen: Auch in den nächsten Phasen der App-Entwicklung würde ich Studierende gerne aktiv einbinden, sie aus der passiven Nutzerrolle herausholen und auch mögliche Berührungspunkte beim Thema Digitalisierung abbauen. So können sie spielerisch relevantes Digitalwissen – was steckt hinter so einer App? Wie wird sie entwickelt? Wie gehe ich mit Daten um? – erwerben.

Wichtig ist: Damit die App immer besser und wichtiger im Uni-Alltag werden kann, brauchen wir möglichst viele Studierende, die die App herunterladen und uns ihr Feedback geben. Nichts ist perfekt, aber wenn uns ein Bug gemeldet wird, können wir den auch schnell beseitigen. Und, mit Blick auf die nächsten Schritte: Je mehr Studierende mitmachen, desto stärker ist der Nutzen, wenn wir eine richtig gute Kommunikationsplattform in die GU-App integrieren.

Fragen: Imke Folkerts

*Hackathon: kollaborative Soft- und Hardwareentwicklungsveranstaltung (Wikipedia)

LADEN STATT FRAGEN: DIE NEUE GOETHE-UNI-APP 2.0

Über die neue Goethe-Uni-App 2.0 können Studierende unter anderem direkt auf das Vorlesungsverzeichnis zugreifen, ihre Noten einsehen, Funktionen der Unibibliothek nutzen. Weitere Funktionen sind die Personensuche, der Blick auf Mensapläne und aktuelle News aus der Uni.

Am besten gleich herunterladen und ausprobieren:

App Store

<https://apps.apple.com/de/app/goethe-uni/id1098561860>

Google Play

<https://play.google.com/store/apps/details?id=de.goetheuni>

Besser ist das neue Gut: Alle App-Nutzer*innen sind herzlich eingeladen, Feedback und Ideen für weitere Anwendungen zu schicken (Anmeldung mit HRZ-Account): <https://tinygu.de/ideen-guapp>
Hinweis: Medizin-Studierende können auf die allgemeinen App-Funktionen und die Services der Uni-Bib zugreifen. Da die Systeme des Fachbereichs Medizin noch nicht integriert sind, sind einige Funktionen (Noten-Einblick und Stundenplan Medizin, Mensa Campus Niederrad) allerdings aktuell nicht nutzbar.

Weitere Infos zur Goethe-Uni-App

<http://app.uni-frankfurt.de>

Das TOR zur besseren Krebstherapie

Die gängige Chemotherapie schlägt bei Darmkrebs oft nicht ausreichend an. Dies liegt unter anderem daran, dass sterbende Darmkrebszellen die Überlebensfähigkeit ihrer Nachbarzellen im Tumor fördern, wie Frankfurter Forscher jetzt zeigen konnten. Diese Erkenntnis wollen sie nun nutzen, um die bestehende Therapie zu verbessern.

Darmkrebs ist weltweit eine der häufigsten Krebsarten – in Deutschland rangiert er bei Männern auf Platz 3, bei Frauen sogar auf Platz 2 – und noch dazu eine der tödlichsten: Rund 24 000 Frauen und Männer sind im Jahr 2019 laut dem Zentrum für Krebsregisterdaten in Deutschland daran verstorben. Die Diagnose „Darmkrebs“ umfasst Erkrankungen des Dickdarms (Kolonkarzinom) und des Mastdarms (Rektumkarzinom), weshalb Mediziner auch vom kolorektalen Karzinom sprechen. Dabei verweist der Begriff Karzinom auf einen bösartigen Tumor, der seinen Ursprung im Deckgewebe (Epithel) der Haut oder – wie beim kolorektalen Karzinom – der Schleimhäute hat.

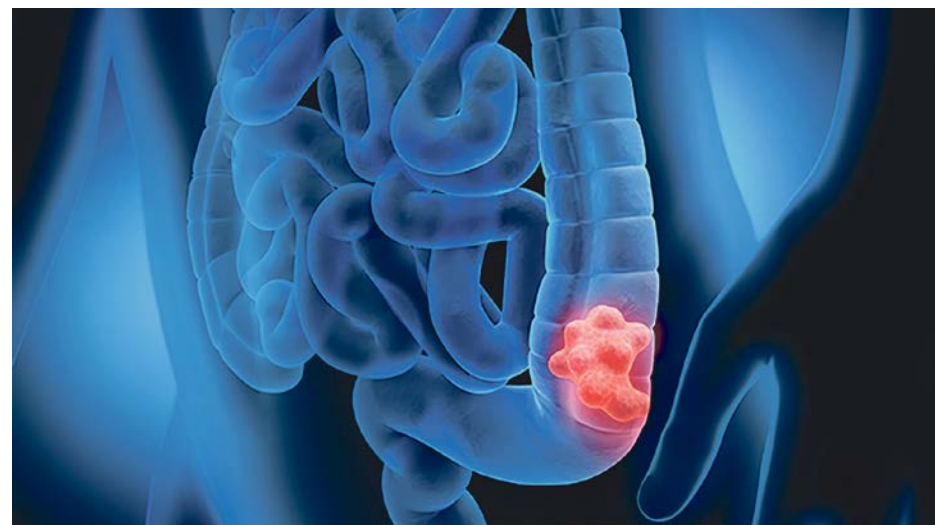
Der Behandlungserfolg beim kolorektalen Karzinom hängt noch immer sehr stark davon ab, wann die Krankheit erkannt wird. In einem frühen Krankheitsstadium führt eine operative Entfernung des Tumors oft zu einer vollständigen Heilung. Sind dagegen bereits die angrenzenden Lymphknoten befallen, reicht eine Operation nicht mehr aus, sodass in der Regel eine Chemotherapie angeschlossen wird. Obwohl zu diesem Zweck wirksame Medikamente zur Verfügung stehen, lässt sich die Krankheit oft nicht mehr vollständig zurückdrängen; die Sterblichkeit in dieser Krankheitsphase ist hoch. Ein schon länger bekannter Grund dafür ist, dass einzelne Darmkrebszellen durch eine Veränderung ihres Erbguts gegen eingesetzte Chemotherapeutika unempfindlich werden können. Einen gänzlich neuen Mechanismus, der Darmtumoren hilft, eine Chemotherapie zu überleben und anschließend weiter zu wachsen, haben nun Forschende des Georg-Speyer-Hauses und der Goethe-Universität Frankfurt gefunden. Ihre Ergebnisse, die in der renommierten Fachzeitschrift *Nature* veröffentlicht wurden, sollen jetzt helfen, die Behandlung von Krebspatienten zu verbessern.

Nicht alle sterben

Eine Chemotherapie hat das Ziel, Tumorzellen zum Absterben zu bringen. Bei Darmkrebs wird dazu klassischerweise die Substanz 5-Fluorouracil (5-FU) eingesetzt. Es handelt sich dabei um ein sogenanntes Antimetabolit – ein Molekül, das einem der Bausteine des Erbguts strukturell ähnelt. Durch diese Ähnlichkeit wird es von der zellulären Maschinerie wie der natürliche Baustein verwendet, allerdings ohne dessen Funktion zu erfüllen. Am Ende wird dadurch die Neusynthese des Erbguts blockiert. Insbesondere schnell wachsende Zellen wie Krebszellen, aber auch Immunzellen, sind für Chemotherapeutika wie 5-FU anfällig, während die meisten gesunden Körperzellen weniger beeinträchtigt werden.

In der Praxis ist allerdings immer wieder zu beobachten, dass nicht alle Darmkrebszellen durch die Behandlung mit 5-FU sterben. Im Anschluss an die Therapie vermehren sich diese Zellen, sodass der Tumor wieder wächst. Wieso dies geschieht, wenn keine genetisch erworbene Resistenz vorliegt, war bis zur jetzt erschienenen Publikation des

Forschungsteams um den Direktor des Georg-Speyer-Hauses Florian Greten und seinen Mitarbeiter und Erstautor Mark Schmitt nicht wirklich verstanden. „Ein früheres Experiment hat uns darauf gebracht, dass hierfür vielleicht die sterbenden Darmkrebszellen verantwortlich sein könnten“, erinnert sich Greten, der eine Professur für Tumorbiologie an der Goethe-Universität innehat und als Sprecher des hessischen LOEWE-Zentrums Frankfurt Cancer Institute fungiert. „Für dieses Experiment hatten wir in einem Tumormodell gezielt eine Gruppe von Zellen – die Stammzellen – zum Absterben gebracht, aus denen sich der Tumor der herkömmlichen Auffassung nach erneuern sollte. Entgegen unserer Erwartung wuchs der Tumor aber ohne die Stammzellen weiter, und wir fanden, dass in den überlebenden Krebszellen ein bestimmter Signalweg neu angeschaltet war. Darauf aufbauend wollten wir testen, ob sich Ähnliches auch bei einer Chemotherapie abspielt.“



Darmkrebszellen helfen sich gegenseitig bei der Entwicklung von Resistenzen gegen Chemotherapeutika. Foto: Peterschreiber.media/Shutterstock

Auf Wachstum umprogrammiert

Um diese Hypothese zu überprüfen, verwendeten die Frankfurter Organ-ähnliche Strukturen, die sie im Labor aus menschlichen Darmkrebszellen herstellten. Wenn sie diese Organoiden mit dem Standardtherapeutikum 5-FU behandelten, starben wie erwartet die meisten Krebszellen – einige überlebten aber auch. Und in diesen Überlebenden war nun tatsächlich der Signalweg angeschaltet, auf den Greten und sein Team in ihrem früheren Experiment aufmerksam geworden waren. Dieser mTOR-Signalweg ist komplex reguliert und kann in der Zelle eine Vielzahl an Reaktionen hervorrufen; grundsätzlich ist er aber immer mit Wachstumsprozessen verbunden. Nicht überraschend ist deshalb ein durch eine Fehlregulierung überaktiver mTOR-Signalweg einer der Faktoren, die bekanntermaßen die Entstehung von Krebs fördern. Wirkstoffe, die hemmend in den Weg eingreifen, werden deshalb bereits als Krebsmedikament eingesetzt.

Einer dieser TOR-Hemmstoffe ist Rapamycin. Seine Wirkung machten sich die Frankfurter Forscher zunutze, um zu bestätigen, dass der angeschaltete mTOR-Signalweg tatsächlich das Wachstum überlebender Darmkrebszellen förderte. „Wenn wir Rapamycin gleichzeitig mit 5-FU zu den Organoiden gaben, konnten die Tumorzellen, die die 5-FU-Behandlung überlebt hatten, nicht mehr wachsen – der Tumor ging zugrunde“, erklärt der Onkologe. In Versuchstieren zeigte sich das gleiche Bild: Unter die Haut von Mäusen verpflanzte Tumoren schrumpf-

ten nach einer Behandlung mit 5-FU stärker, wenn ihnen gleichzeitig Rapamycin verabreicht wurde.

Signal im Zellsaft

Wie konnte man aber sicher sein, dass die sterbenden Zellen für das Anschalten des mTOR-Wegs verantwortlich waren und diese Reaktion nicht durch die Gabe von 5-FU ausgelöst wurde? Um diese Frage zu beantworten, griffen die Forscher auf ein genetisches Werkzeug zurück, mit dem sie bereits die ersten Hinweise auf die Bedeutung der sterbenden Zellen gesammelt hatten. „Wir stellten Darmkrebs-Organoiden her, in denen wir gezielt Stammzellen in den Tod treiben konnten“, erklärt Greten. „Das funktioniert, weil die Stammzellen eine künstlich eingebrachte Genkassette tragen, die auf einen bakteriellen Giftstoff reagiert. Geben wir dieses Toxin zu den Organoiden, sterben ausschließlich die Stammzellen darin – etwa ein Drittel aller Zellen.“ Bei den überlebenden

Rezeptoren (Purinozeptoren) auf der Oberfläche der Darmkrebszellen ansprechen. Wenn die Wissenschaftler ATP direkt zu ihren Organoiden gaben, wurde der mTOR-Weg angeschaltet. Hemmten sie allerdings die Purinozeptoren, blieb dieser Effekt aus. „Wir konnten zeigen, dass ATP sehr spezifisch den P2X4-Rezeptor bindet, der in Epithelzellen hochreguliert ist“, so Greten. „Das aktiviert dann auf noch nicht ganz verstandene Weise den mTOR-Signalweg.“

Auch wie genau der mTOR-Weg das Überleben der Zellen ermöglicht, ist noch nicht geklärt. Auf jeden Fall handele es sich aber nicht um einen spezifischen Resistenzmechanismus, ist der Onkologe sicher. Stattdessen sei der mTOR-Weg eher ein allgemeiner Überlebensfaktor, der in der Zelle alle Schalter auf Wachstum stellt. „Dass sterbende Tumorzellen mit ihren Nachbarn kommunizieren und ihnen sozusagen eine Anleitung zum Überleben mit auf den Weg geben, ist eine ganz neue Erkenntnis, die das Potenzial hat, die Behandlung von Darmkrebs deutlich zu verbessern“, freut sich der Mediziner. „Denn die überlebenden Zellen sind von ihrem aktiven mTOR-Signalweg abhängig. Das bedeutet: Wenn wir den Signalweg hemmen, sterben sie.“

Klinische Studie in Vorbereitung

Aber warum ist das eigentlich so? Vor dem Kontakt mit sterbenden Zellen ist der Signalweg für das Überleben der Krebszellen offensichtlich nicht nötig. Die Antwort fanden die Forschenden wiederum im Zellsaft der geplatzten Zellen. „Neben ATP und vielen anderen Stoffwechselprodukten werden auch reaktive Sauerstoffverbindungen freigesetzt, die Zellstrukturen wie das Erbgut schädigen können“, erklärt Greten. „Wir konnten zeigen, dass diese reaktiven Verbindungen in den Zellen, die mit ihnen in Berührung kommen, ein zelleigenes Programm aktivieren, das die Zellen in den programmierten Zelltod treibt.“ Dieser auch als Apoptose bezeichnete Prozess dient dazu, schadhafte Zellen einem geordneten Abbau zuzuführen und soll verhindern, dass beschädigte Zellen durch Fehlfunktion dem Organismus schaden. Der mTOR-Weg wiederum ist ein starker Gegenspieler der Apoptose – seine gleichzeitige Aktivierung kann den Tod der Zelle abwenden und stattdessen Wachstumsprozesse einleiten.

Und hier kommt die Medizin ins Spiel, wie Krebsforscher Greten darlegt: „Wenn es uns gelingt, den mTOR-Weg in Patienten zu hemmen, behält das pro-apoptotische Programm die Oberhand und der Tumor geht zugrunde.“ Dafür könnte Rapamycin zum Einsatz kommen, das für andere Indikationen als Medikament zugelassen ist. Allerdings hat Greten dabei Bedenken: „Rapamycin hat eine geringe therapeutische Breite, das heißt, es sind viel Nebenwirkungen zu erwarten, weil der mTOR-Weg so zentral ist und viele Funktionen in der Zelle beeinflusst.“ Eine Alternative sieht der Onkologe deshalb in spezifischen Hemmstoffen des P2X4-Rezeptors. Durch sie ließe sich verhindern, dass der mTOR-Weg durch die Bindung von ATP aktiviert wird. „Wir planen gerade gemeinsam mit einem pharmazeutischen Unternehmen, das einen solchen Hemmstoff entwickelt hat, eine erste klinische Studie“, so der Mediziner. Wenn diese Studie Erfolg hat, könnte eine etablierte Therapie mit wenig Aufwand so verändert werden, dass sie deutlich schlagkräftiger als bisher gegen Darmtumoren vorgehen kann. Larissa Tetsch

70 Prozent der Zellen zeigte sich wie erhofft die Aktivierung des mTOR-Signalwegs, obwohl kein 5-FU im Spiel war. Und auch Rapamycin wirkte wie in den vorherigen Experimenten, indem es das Wachstum des Tumors verhinderte.

Die nächste Frage war, welches Signal die sterbenden Zellen nutzten, um ihre überlebenden Nachbarn umzuprogrammieren. Stirbt eine Zelle z. B. durch ein Chemotherapeutikum, platzt ihre Hülle und ihr Inhalt ergießt sich in die Zellzwischenräume. Einige darin enthaltene Substanzen regen bekanntermaßen das Immunsystem dazu an, Zelltrümmer zu beseitigen und Reparaturmechanismen einzuleiten. Andere könnten dagegen die Aktivierung des mTOR-Signalwegs auslösen. „Um das zu überprüfen, stellten wir ein Filtrat von Organoiden her, nachdem wir bei ihnen einen Teil der Zellen in den Tod geschickt hatten“, erläutert Greten. „Das Filtrat enthielt somit alle Bestandteile, die die sterbenden Zellen nach außen abgegeben hatten. Wenn wir es zu unbehandelten Organoiden gaben, war anschließend in allen Zellen der mTOR-Signalweg aktiv.“

Abhängigkeit macht verwundbar

Nachdem es verschiedene Komponenten des Zellinhalts ausgeschlossen hatte, konzentrierte sich das Forschungsteam auf den universellen Energieträger Adenosintriphosphat (ATP). Dieser wird einerseits von den behandelten Organoiden in großen Mengen freigesetzt und kann andererseits – entweder selbst oder als Abbauprodukt – bestimmte

»Faust Edition digital«: Ein tiefer Blick in die Werkstatt von Goethes Faust

Vor über 250 Jahren begann Goethe in Frankfurt mit der Arbeit am »Urfaust«.

Im Jahre 1772 begann Johann Wolfgang Goethe sein Opus magnum. Der Stoff, der zunächst als »Urfaust« in die Literaturgeschichte eingehen sollte, begleitete ihn bis zum Lebensende. Den Weg bis zur Vollendung von »Faust II« macht ein ebenfalls opulentes Projekt transparent: Die »Faust Edition digital«, die unter der Regie von Goethe-Expertin Prof. Anne Bohnenkamp-Renken entstanden ist.

Wann genau Goethe damit begonnen hat, sich mit dem Faust-Stoff zu beschäftigen, das blieb bislang selbst der Fachwelt verborgen. »Die ersten Überlegungen zum Faust fanden wohl schon in Goethes Studienzeit statt«, gibt Anne Bohnenkamp-Renken, Germanistikprofessorin an der Goethe-Universität und Leiterin des Freien Deutschen Hochstifts, den Stand der Forschung wieder. Fest steht jedoch: Um das Jahr 1772 fing er in Frankfurt an, den später »Urfaust« genannten Text zu Papier zu bringen.

Fast sein ganzes erwachsenes Leben lang hat Johann Wolfgang Goethe dann am Faust-Stoff gearbeitet. Hat seine verschiedenen Texte gekürzt, ergänzt, verbessert, umgeschrieben. Dabei stand er auch immer in Kontakt mit seinen Zeitgenossen, auch deren Ansichten und Vorschläge flossen in den Text ein. Der Entstehungsprozess – ein schier endloses Gefüge aus Texten und Anmerkungen von der Hand des Dichters und von anderer Hand.

Dieses Gefüge erschließt die Datenbank »Faust Edition digital«, die unter der Leitung der Faust-Expertin Anne Bohnenkamp-Renken, dem Würzburger Computerphilologen Prof. Fotis Jannidis und Dr. Silke Henke aus dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar entstanden ist und 2018 zuerst freigeschaltet wurde. Schon in ihrer Doktorarbeit hatte sich Anne Bohnenkamp-Renken mit den sogenannten Paralipomena zu Goethes Faust befasst, also den Texten und Textfragmenten, die Goethe verfasst, aber nicht veröffentlicht hat. Darunter sind sowohl flüchtige Notizen auf Briefumschlägen oder Quittungen als auch Reinschriften ganzer Szenen. Doch nicht alle Handschriften, die Goethes Arbeit am »Faust« dokumentieren, hat Bohnenkamp-Renken in Ihrer Dissertation berücksichtigen können.

Anspruch auf Vollständigkeit

Die »Faust Edition digital« hat den Anspruch, vollständig zu sein. Und das will etwas heißen: Wohl kaum ein anderer Dichter hat so viel Textliches hinterlassen wie Goethe. Und alles – von den kleinsten Textschnipseln bis hin zum vollständigen Drama – ist für diese Edition erfasst und zugänglich gemacht worden, vom »Urfaust« bis zu »Faust II«, aus dem zu Goethes Lebzeiten nur Ausschnitte publiziert worden waren. Das Ergebnis findet sich unter www.faustedition.net im Internet.

Die Zeugnisse der frühen Jahre sind allerdings überschaubar. Die erste Fassung, den sogenannten »Urfaust«, nahm er, soviel ist verbürgt, nach Weimar mit und trug ihn dort vor. Wichtige Szenen waren noch nicht gereimt, der Text wird der Epoche des Sturm und Drang zugerechnet. Er ist nur in einer Abschrift überliefert aus dem Besitz von Luise

von Göchhausen. Dieses Manuskript tauchte erst im 19. Jahrhundert auf, als Goethe schon nicht mehr lebte.

Wesentlich beredter ist die Überlieferung hinsichtlich der späteren Fassungen. 1790 erschien »Faust. Ein Fragment«, 1808 »Faust. Der Tragödie erster Teil« und 1832 schließlich – nach dem Tod des Dichters – »Faust. Der Tragödie zweiter Teil«. Mit der Zeit sammelte der Dichter selbst immer mehr seiner Notizen und Korrespondenzen. »Ab 1814 wird Goethe sich selbst historisch, und er hat alles gesammelt, was sein Werk umgab«, sagt die Literaturwissenschaftlerin, »er war einer der Erfinder des Dichterarchivs.« So ist die 2018 freigeschaltete »Faust Edition digital« quasi eine Fortsetzung dessen, was schon mit Goethe selbst begann.

In der Online-edition sind sowohl die verschiedenen gedruckten Versionen ediert und miteinander in Bezug gesetzt, als auch die handschriftlich verfassten Blätter in heute lesbare Druckschrift transkribiert worden. »Auch Literaturwissenschaftler können Goethes Handschrift nicht immer lesen«, erklärt Bohnenkamp-Renken. Ob Schüler, Lehrer, Experten – wer auch immer sich dafür interessiert, kann einzelne Textstellen auf ihre unterschiedlichen Versionen hin

Noch ganz ohne Reim, aber mit viel Dramatik lässt Goethe das Gretchen in der Urfaust-Kerkerszene rufen: »Küsse mich! Kannst du nicht mehr küssen? Wie! Was! Bist mein Heinrich und hasts Küssen verlernt! Wie sonst ein ganzer Himmel mit deiner Umarmung gewaltig über mich eindrang! Wie du küsstest, als wolltest du mich in wollüstigem Todt ersticken! Heinrich, küsse mich, sonst küss ich dich sie fällt ihn an Weh! deine Lippen sind kalt! Todt! Antworten nicht!«

erforschen und die sich über 60 Jahre erstreckende Arbeit des Dichters verfolgen.

Was Goethe lieber nicht drucken ließ

Ein wichtiges Ziel der digitalen Faust-Edition ist es, den Blick freizugeben in Goethes Textwerkstatt. Die Online-Edition ist dabei nicht nur ein Archiv, sie bringt die Texte auch in einen »genetischen Zusammenhang« – philologisch betrachtet. Wer sich für das Werk interessiert, kann sich in den spannenden Verästelungen verlieren, sich über manch originelles Aperçu amüsieren und sich in die Entstehungszeit der berühmten Dichtung versetzen lassen. Wie Goethe um die beste Formulierung gerungen hat, bis er die oft zur Redewendung gewordene Variante fand, ist durchaus spannend nachzuvollziehen. Hatte Faust nun »Juristery und Medizin« studiert oder »Medizin und Juristery«? Für welche Variante sich Goethe letztlich entschied, ist bekannt. Während es hier eher



Auch diese literarische und bibliophile Kostbarkeit ist im Rahmen des Faust-Editionsprojekts entstanden: Germanistik-Professorin Anne Bohnenkamp-Renken mit der großen, bislang unveröffentlichten Gesamthandschrift des »Faust II« als hochwertiges und aufwendiges Faksimile mit einer genauen Transkription, erschienen im Wallstein Verlag. Foto: Sauter

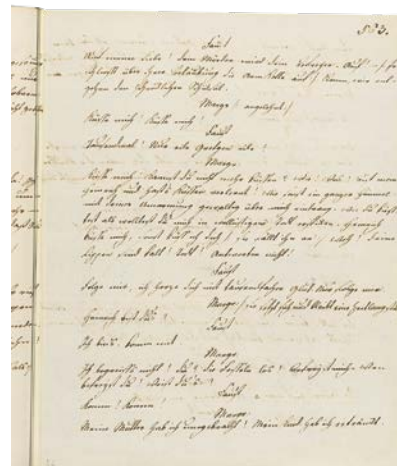
um Fragen der dichterischen Form ging, lässt ein Vergleich zwischen der veröffentlichten und der nichtveröffentlichten Variante von Gretchens Lied am Spinnrad tiefere Einblicke zu: Während Goethe in der frühen Frankfurter Fassung Margarete die Worte »Mein Schoos! Gott! drängt / sich nach ihm hin« in den Mund legt, hat er die Stelle für die gedruckte Ausgabe »entschärft«. Nun sagt Gretchen: »Mein Busen / drängt sich nach ihm hin«. Und natürlich findet man in der digitalen Ausgabe auch die berühmte Satansmesse, die im veröffentlichten Text fehlt. Goethe hat die drastisch-obszöne Szene seinem Publikum nicht zumuten wollen, aber er hat sie aufbewahrt – »für die Zukunft«.

Parallel zur Freischaltung der digitalen Edition ist auch ein Faksimile der letzten großen Reinschrift des »Faust II« erschienen sowie der aus der Kenntnis der gesamten Überlieferung konstituierte Text (Wallstein Verlag 2018). So ist die Hybrid-Edition auch eine »historisch-kritische Ausgabe« im strengen Sinne, die herausarbeitet, welches die authentischste Version eines Textes ist. Ganz abgeschlossen ist die digitale Faust-Edition vorläufig nicht. So wurde vor Kurzem erst die Version 1.3 RC im Netz zugänglich gemacht, die verschiedene Erweiterungen bringt, darunter die ausführliche Dokumentation der von Goethe verwendeten Papiersorten mit Abbildungen und Zuordnungen aller Wasserzeichen.

Faust nimmt heutige Debatten voraus

Erst jüngst wurde wieder einmal diskutiert, ob deutsche Abiturientinnen und Abiturienten den »Faust« unbedingt gelesen haben sollten. Eine strikte Verpflichtung hält Anne Bohnenkamp-Renken nicht für sinnvoll. Dass der Text aber nach wie vor aktuell ist, das steht für die Literaturwissenschaftlerin außer Frage: »Gerade im »Faust II« sind viele Themen und Probleme angesprochen, die uns heute auf den Nägeln brennen. Ob es um das Thema Inflation geht, um Naturzerstörung oder um die Frage, wie erneuerbare Energien genutzt werden können – Goethe hat seine Zeit, die beginnende Industrialisierung, sehr genau angeschaut«, so die Goethe-Kennerin.

Anke Sauter



Faust.

Auf meine Liebe! Dein Mörder wird dein Befreyer. Auf! -- Er schliesst über ihrer Betäubung die Armkette auf. Komm, wir entgehen dem schrecklichen Schicksaal.

Margrete angelehnt

Küsse mich! Küsse mich!

Faust.

Tausendmal! Nur eile, Gretgen, eile!

Margrete.

Küsse mich! Kannst du nicht mehr küssen? Wie! Was! Bist mein Heinrich und hasts Küssen verlernt! Wie sonst ein ganzer Himmel mit deiner Umarmung gewaltig über mich eindrang! Wie du küsstest, als wolltest du mich in wollüstigem Todt ersticken! Heinrich, küsse mich, sonst küss ich dich sie fällt ihn an Weh! deine Lippen sind kalt! Todt! Antworten nicht!

Faust.

Folge mir, ich herze dich mit tausendfacher Glut. Nur folge mir!

Margrete, sie setzt sich und bleibt eine Zeitlang stille

Heinrich, bist dus?

Faust.

Ich binns, komm mit!

Margrete.

Ich begreiffs nicht! Du? Die Fesseln los! Befreyst mich. Wen befreyst du? Weist du's?

Faust.

Komm! Komm!

Margrete.

Meine Mutter hab ich umgebracht! Mein Kind hab ich ertränckt.

Seite 93 des Urfaust (Goethe und Schiller Archiv, GSA 25/W 2890)

kurz notiert**Frankfurt-Tel Aviv Center gestartet**

Foto: Tel Aviv University

Das Frankfurt-Tel Aviv Center für Interreligiöse Studien ist Mitte Dezember mit einer zweitägigen Tagung in Israel an den Start gegangen. Vorträge von christlichen, jüdischen und islamischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Theologie, Religionswissenschaft, Philosophie und Geschichtswissenschaft loteten die Verflechtungen, Beziehungen, Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen den Buchreligionen aus. Höhepunkt des Auftakts war die Unterzeichnung des Kooperationsvertrages durch die beiden Universitätspräsidenten Prof. Ariel Porat (links), Präsident der Universität Tel Aviv, und Prof. Enrico Schleiff, Präsident der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Wechsel an der Spitze des Verwaltungsrats des Studierendenwerks

Foto: Uwe Dettmar

Ulrich Schielein, Vizepräsident der Goethe-Universität, übernimmt den Vorsitz in dem 15-köpfigen Verwaltungsrat des Studierendenwerks Frankfurt am Main. Die Amtsübergabe erfolgte Mitte Januar im Rahmen eines Arbeitstreffens von Dr. Albrecht Fester, dem Kanzler der Goethe-Universität. Dieser bekleidete das Amt des Verwaltungsratsvorsitzenden von 2020 bis Dezember 2022. Seit Mai 2022 ist Ulrich Schielein als Chief Information Officer und Vizepräsident für alle Fragen zur IT & Digitalisierung an der Goethe-Universität Frankfurt zuständig. Er bringt einerseits Erfahrung aus seiner Zeit in der öffentlichen Verwaltung bei der Bundesagentur für Arbeit mit, andererseits war er viele Jahre als international tätiger Berater sowohl in Unternehmen der öffentlichen Hand als auch der Privatwirtschaft aktiv.

Ausstellung nominiert für Ausstellungspreis

Die Ausstellung „ein/aus gepackt. Die Kinderbuchsammlung Benjamin“ des Instituts für Jugend-

buchforschung und der Universitätsbibliothek steht auf der Shortlist des Preises „Ausgezeichnet Ausgestellt“ der Dr. Marschner Stiftung. Nominiert sind außerdem vier Ausstellungen in bekannten Häusern der Frankfurter Museumszene (Museum für Moderne Kunst, Jüdisches Museum, Historisches Museum und Portikus). „Die Nominierung“, so die Bibliotheksdirektorin Daniela Poth, „war für uns eine große Überraschung und noch größere Freude.“ Aus Anlass der Nominierung wird die Präsentation der Ausstellung „ein/aus gepackt. Die Kinderbuchsammlung Benjamin“ in der Zentralbibliothek der Universitätsbibliothek bis zum 26. Februar verlängert.

Deutsch-französisches Institut mit neuer Leitung

Das Institut franco-allemand de sciences historiques et sociales (Deutsch-französisches Institut für Geschichts- und Sozialwissenschaften) hat eine neue Leitung: Nach elf Jahren hat Prof. Pierre Monnet (m) den Stab in die Hände der Historikerin Prof. Xenia von Tippelskirch und des Historikers Dr. habil. Falk Bretschneider übergeben. Das IFRA-SHS / Institut français Frankfurt ist eine deutsch-französische Einrichtung, die vom französischen Außen- und Europaministerium (MEAE), der Goethe-Universität und der École des hautes études en sciences sociales (EHESS) Paris getragen wird.

Clemens J. Setz übernimmt Frankfurter Poetikzentrum

Foto: Rafaela Pröll/Suhrkamp Verlag

Der Schriftsteller und Übersetzer Clemens J. Setz, Büchnerpreisträger des Jahres 2021, wird im kommenden Sommersemester die Poetikvorlesungen an der Goethe-Universität halten. Am 30. Mai, 6. und 13. Juni wird der Österreicher im Audimax über sein Schreiben sprechen. Setz gilt als einer der experimentierfreudigsten Autoren der Gegenwart. Beim Ingeborg-Bachmann-Preis 2008 gewann er mit der Novelle „Die Waage“ den Ernst-Willner-Preis, für den Erzählband „Die Liebe zur Zeit des Mahlstädter Kindes“ erhielt er 2011 den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Belletristik.

Goethe, Deine Forscher

Foto: Jürgen Lecher

ANNETTE LANGNER-PITSCHMANN, KATHOLISCHE THEOLOGIN

Wenn sie über ihre Wissenschaft nachdenkt oder spricht, dann steht Annette Langner-Pitschmann am Rand – so drückt sie es selbst aus: „Theologie hat ja die Aufgabe, die Inhalte eines religiösen Glaubens mit den Mitteln der Vernunft zu reflektieren. Dabei muss es Menschen geben, die sich mit den einzelnen Facetten der jeweiligen religiösen Tradition beschäftigen – im Falle des Christentums zum Beispiel mit der Idee der Dreifaltigkeit“, erläutert Langner-Pitschmann. „Aber es muss genauso diejenigen geben, die an die Außengrenzen dieser Vorstellungswelt gehen und nach dem Verhältnis zu ganz anderen Einstellungen zur Welt fragen – und zu denen gehöre auch ich.“

Gerade dann werde Theologie für sie interessant, sagt Langner-Pitschmann, die am Fachbereich katholische Theologie der Goethe-Universität die Professur für „Theologie in globalisierter Gegenwart“ innehat: „Spannend wird es für mich, wenn die Theologie danach fragt, wie sich die Perspektive einer bestimmten Religion an andere Ideen und Vorstellungen anschließt, und wie sich die Eigenlogik religiöser Deutungen der Wirklichkeit mit der Eigenlogik anderer Menschen und Lebensbereiche ins Gespräch bringen lässt.“

Dabei besitze der Terminus „Globalisierung“ bei Weitem nicht nur eine ökonomische Dimension, auch wenn jede Auseinandersetzung mit der Globalisierung die Geschichte der Kolonialisierung mit im Blick haben müsse, gibt Langner-Pitschmann zu bedenken: „Die gegenwärtige Phase der Globalisierung, die ungefähr in den 1990er Jahren begonnen hat, ist ganz wesentlich dadurch geprägt, dass die globalen Verflechtungen für das Alltagsleben der allermeisten Menschen eine große Rolle spielen.“ Globalisierung bezeichne in diesem Sinne einen Zustand der Vernetzung, der die Dimensionen von Politik und Weltanschauung ebenso betreffe wie Aspekte der Wissenschaft und der Kultur.

Nur eine Option von vielen

„In dieser vernetzten Welt ist Religiosität nur eine von vielen Optionen für den eigenen Lebensentwurf. Man kann sie wählen, aber man muss es nicht“, sagt Langner-Pitschmann. Sie möchte die Frage beantworten, wie sich die vieldimensionale Globalisierung auf das Selbstbild von Menschen auswirkt und wie die Globalisierung insbesondere theologische Zugänge und Denkweisen verändert: „Wie können Theologinnen und Theologen – vernunftbegabte Menschen, für die Globalisierung Alltag ist – religiöse Einstellungen und Überzeugungen reflektieren? Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Tatsache, dass sich die Rede von ‚Gott‘ nicht einfach in die Sprache der gängigen gesellschaftlichen Diskurse übersetzen lässt? Kann die Theologie in dieser Situation für sich in Anspruch nehmen, Positionen zu artikulieren, die auch für nichtreligiöse Zeitgenossen verständlich oder gar interessant sein könnten?“

Um eine Antwort darauf zu finden, befasst sich Langner-Pitschmann beispielsweise mit dem Phänomen, dass heutige Menschen in einer immer komplexer werdenden Welt leben: „Überfordert durch diese Komplexität wenden sich viele von ihnen möglichst einfachen Ideologien und Weltbildern zu“, hat sie beobachtet; fundamentalistische Deutungen von Religion würden folglich immer beliebter. Als Beispiel führt sie die Haltung radikaler evangelikaler Gruppen in den USA an. Angesichts der Hochkonjunktur solcher Gemeinschaften, die sich auf ein buchstäbliches Verständnis der Bibel zurückziehen, etwa die Evolution leugnen und daraus ein vormodernes Weltbild ableiten, fragt sich Langner-Pitschmann beispielsweise: „Was sind im Einzelnen die Voraussetzungen dafür, dass eine religiöse Perspektive auf das Leben nicht zu einem geschlossenen Weltbild versteinert? Unter welchen Bedingungen lassen sich Überzeugungen noch an offene Diskurse anschließen? Was ist entscheidend, damit religiöse Deutungen der Wirklichkeit im Zuge der gesellschaftlichen Pluralisierung nicht zu Ideologien versteinern?“

Fünf Jahre »freie Wirtschaft«

Schon in ihrer Dissertation hat sich Langner-Pitschmann religionsphilosophischen Fragestellungen gewidmet – nachdem sie im Anschluss an ihr eigenes Studium fünf Jahre lang das universitäre Umfeld gegen Stellen in der freien Wirtschaft eingetauscht hatte. Nach der Promotion hatte sie zwei Jahre lang die Geschäftsführung eines katholischen Bildungswerks inne und nahm Lehraufträge an verschiedenen katholischen Hochschulen in Österreich wahr, bis sie vor zweieinhalb Jahren dann die – damals neugeschaffene – „Tenure-Track“-Professur „Theologie in globalisierter Gegenwart“ antrat. (Tenure-Track bedeutet, dass Langner-Pitschmann einen im Zuge der Berufung vereinbarten Anforderungskatalog erfüllen muss, damit die Professur, die sie derzeit auf Widerruf innehat, in eine unbefristete Anstellung umgewandelt werden kann.)

„Der Blick auf die gesellschaftlichen Kontexte der Theologie gehört schon seit Langem zum besonderen Profil unseres Fachbereichs. Mit der Einrichtung meiner Professur hat die Goethe-Universität dieses Profil nochmal deutlich geschärft“, sagt Langner-Pitschmann. Ganz bewusst suchen alle Kolleginnen und Kollegen des Fachbereichs den wissenschaftlichen Austausch etwa mit der Philosophie, den Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften. Auf diese Weise bietet der Fachbereich seinen Studierenden eine Theologie, die sich nicht im kirchlichen Binnendiskurs verliert, sondern existenzielle Fragen der Zeit in den Blick nimmt. In diesem Umfeld zu arbeiten, das ist deutlich aus ihren Erzählungen herauszuhören, versteht Langner-Pitschmann als ein großes Privileg.

Stefanie Hense

Weniger hilft mehr

Das mildere Gift von Wildbienen verspricht ein größeres pharmazeutisches Anwendungspotenzial als das der Honigbiene, zeigt eine Studie von Forschenden aus Frankfurt und Gießen.

Wird in der Öffentlichkeit von Bienen gesprochen, ist häufig die Honigbiene (*Apis mellifera*) gemeint. Wildbienen hingegen summen sich erst langsam in unser Bewusstsein, obwohl sie bei Weitem die meisten Arten in der Gruppe der Bienen stellen und viele Pflanzenarten ausschließlich auf Wildbienen als Bestäuber angewiesen sind. Forschende der Goethe-Universität und anderer hessischer Institutionen zeigen nun in einer im Fachjournal »Toxins« veröffentlichten Studie eine weitere Facette der Bedeutung von Wildbienen: Ihr Gift wirkt milder als das der Honigbiene und ließe sich daher künftig leichter für die Entwicklung von Medikamenten nutzen.



Das Gift von Wildbienen wie der Violetter Holzbiene (*Xylocopa violacea*) wirkt mit seinem Hauptbestandteil Melittin weniger aggressiv als das von Honigbienen, entdeckte ein Team des LOEWE-Zentrums TBG, darunter Forschende der Goethe-Universität. Es könnte künftig unter anderem gegen Brustkrebszellen eingesetzt werden. Foto: Björn M. von Reumont

Wildbienen sind evolutionär älter

Das Gift der Honigbiene wird seit Jahrhunderten in der traditionellen Medizin als entzündungshemmendes Mittel geschätzt. Wissenschaftlich gut untersucht ist dabei nur der Hauptbestandteil Melittin, ein Peptid aus 26 Aminosäuren. Schon länger ist es dafür bekannt, in Laborexperimenten eine starke Wirkung zu entfalten. So wirkt es bei Entzündungen ungefähr einhundertmal stärker als Cortison. Auch als Wirkstoff gegen Mikroben und Krebszellen wird Melittin erforscht. Mit seiner starken Wirkung kann der Naturstoff jedoch auch gesunde Zellen schädigen, was die Anwendung deutlich erschwert.

In den bisher wenig untersuchten Giften von Wildbienen konnten die Forschenden nun weniger aggressive Varianten von Melittin nachweisen. „Die Idee für unsere vergleichenden Analysen war, dass Melittin erst im Laufe der Evolution so stark toxisch geworden ist und die evolutionär älteren Wildbienen eventuell ursprünglichere Melittin-Varianten im Gift produzieren, die pharmakologisch besser nutzbar sind“, berichtet Koautor Dr. Björn M. von Reumont vom Fachbereich Biowissenschaften der Goethe-Universität, Experte für die Evolution von Gift und Giftgenen unter anderem in Hautflüglern. „In der Studie haben wir daher verschiedene

Melittin-Varianten verglichen. Manche davon sind aus der Honigbiene bekannt, andere haben wir durch unsere kombinierten Analysen der Moleküle, der Proteine und des Erbguts des Wildbienengifts neu entdeckt.“

„Im Blickpunkt dieser Forschung standen die unterschiedlichen Wirkungsweisen auf Entzündungen und Krebserkrankungen“, so Prof. Dr. Robert Fürst vom Institut für Pharmazeutische Biologie der Goethe-Universität. Seine Mitarbeiterin Dr. Pelin Erkoç-Erik, Erstautorin der Publikation, erklärt: „Dafür haben wir die Auswirkungen von Melittin-Peptiden auf die Zellschädigung sowie die Freisetzung von Botenstoffen und Entzündungsmarkern geprüft – und zwar sowohl in krebsartigen als auch in nicht-krebsartigen menschlichen Zellen.“ Aufgefallen ist dem Team dabei unter anderem das Melittin der Violetter Holzbiene, einer Wildbienenart. Dieses zeigte in den Laboranalysen eine vielversprechende Wirkung auf Brustkrebszellen.

Die Forscher sind sich einig, dass die in den Wildbienenarten entdeckten Melittin-Peptide tatsächlich neue und weniger aggressive Aktivitäten erkennen lassen und damit möglicherweise Potenzial für künftige pharmazeutische Anwendungen versprechen. Bei diesen

Melittin-Varianten könnte darauf verzichtet werden, die starke Toxizität mit hemmenden Substanzen wieder auszugleichen. Das Team will die Ergebnisse der Studie „The Pharmacological Potential of Novel Melittin Variants from the Honeybee and Solitary Bees against Inflammation and Cancer“ mit der Expertise aus verschiedenen Forschungsrichtungen nun weiter verfolgen. So ist zum Beispiel von Reumont als Mitverantwortlicher im Europäischen Giftnetzwerk (COST Action EUVEN) an einem Projekt beteiligt, im Rahmen dessen die Evolution und Anwendung der Gifte von Bienen und anderen wirbellosen Tieren, unter anderem gegen Krebsleiden, genauer erforscht wird. Auch die an der Studie beteiligten Forschenden des Fraunhofer-Instituts für Molekularbiologie und Angewandte Oekologie IME in Gießen sowie des Fraunhofer-Instituts für Translationale Medizin und Pharmakologie ITMP in Frankfurt gehen den neuen Erkenntnissen weiter nach.

Versiegelung von Flächen gefährdet Fortbestand der Wildbiene

Während der Weg vom Auffinden und der grundlegenden Erforschung eines Naturstoffs bis zur konkreten Anwendung in einem zugelassenen Medikament bekanntlich ein langjähriger und kos-

tenintensiver Prozess ist, ist es von Reumont ein wichtiges Anliegen, den Fokus auf die Tierart zu richten, der das nützliche Heilmittel zu verdanken ist. „Allein in Deutschland sind knapp 600 unterschiedliche Arten heimisch; ihr Aussehen ist sehr vielfältig. Doch wie viele Insektenarten sind auch Wildbienen auf intakte, aber seit Langem gefährdete Lebensräume angewiesen. Dazu zählen vor allem auch Lehm- und Sandböden ohne Vegetation. Die zunehmende Versiegelung von Flächen und das damit einhergehende sinkende Angebot an Blüten und Nistplätzen gefährden daher ihren Fortbestand“, so Reumont. Anders als Honigbienen benötigen viele Wildbienenarten den Pollen bestimmter Pflanzenfamilien oder sogar Pflanzenarten, um ihre Nachkommen zu versorgen. Sie bilden kein Volk, sondern nisten in einzelnen Brutröhren. Neben den bodenbrütenden Arten besiedeln andere Arten zum Beispiel das innere von Pflanzenstengeln und Stämmen, Totholz, Steinhaufen oder Trockenmauern. Aufgrund dieser Besonderheiten lässt ihr Bestand Rückschlüsse auf Umweltveränderungen zu; sie zählen zu den sogenannten Zeigerarten. „Mit dem Verlust von Wildbienenarten gehen uns nicht zuletzt auch kostbare Ressourcen für Naturstoffe verloren. So basiert unsere Forschung an Tiergiften

auch auf dem Erhalt der Artenvielfalt“, betont von Reumont.

Alle Forschenden der Studie gehören dem hessischen LOEWE-Zentrum für Translationale Biodiversitätsgenomik (LOEWE-TBG) an, dessen Ziel es ist, Grundlagenforschung und angewandte Forschung in einem translationalen Ansatz miteinander zu verknüpfen. Das Zentrum wird seit 2018 im Rahmen des hessischen Programms zur Förderung von Spitzenforschung LOEWE (Landes-Offensive zur Entwicklung Wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz) gefördert und ab 2025 bei der Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung in Frankfurt verstetigt. Die Goethe-Universität ist von Beginn an Partner und dem Zentrum unter anderem durch gemeinsame Kooperationsprojekte eng verbunden.

Stephanie Mayer-Bömoser,
Öffentlichkeitsarbeit LOEWE-Zentrum
für Translationale Biodiversitätsgenomik (TBG)

Publikation *The Pharmacological Potential of Novel Melittin Variants from the Honeybee and Solitary Bees against Inflammation and Cancer*:

<https://doi.org/10.3390/toxins14120818>

Forschungsgruppe »RNA im Fokus« erhält Millionenförderung der DFG

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) fördert die neue Forschungsgruppe „RNA im Fokus“ mit circa sieben Millionen Euro. Ziel des gemeinsamen Projekts zwischen der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Goethe-Universität Frankfurt und Universität Leipzig ist, das Zusammenspiel von Ribonukleinsäuren (RNAs) und Proteinen bei der Entstehung von Krebs zu entschlüsseln. Dass Krebs durch Fehler in der Genregulation hervorgerufen werden kann und RNAs dabei eine wichtige Rolle spielen, ist in der Forschung bekannt, wenig jedoch über die dafür zugrunde liegenden Mechanismen. Krebs ist aktuell die zweithäufigste Todesursache in Deutschland. Dementsprechend groß ist der Bedarf an innovativen Behandlungskonzepten.

Um von der verschlüsselten Erbinformation zum Genprodukt zu kommen, wird die DNA zunächst in Mole-

küle übersetzt, die dieser sehr ähnlich sind – die RNAs. Werden die als ‚kodierte Baupläne‘ in den Proteinfabriken der Zellen ausgelesen, spricht man von Genexpression. Neben kodierenden RNAs gibt es allerdings auch eine Vielzahl nicht-kodierender RNAs und RNA-bindender Proteine, die den Prozess regulieren. In einem komplexen Zusammenspiel steuern sie die Genexpression. Kommt es beim Menschen dabei zu Fehlern oder einer Deregulierung, kann Krebs entstehen.

„Technische Entwicklungen befeuern die Entdeckung nicht-kodierender RNAs und RNA-bindender Proteine, also der Elemente, die wichtige Prozesse in unseren Zellen regulieren“, erläutert Prof. Dr. Jan-Henning Klusmann, Co-Sprecher der Forschungsgruppe und Direktor der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin am Universitätsklinikum Frankfurt. Aktuell setzen Therapien meistens bei

proteinkodierenden Genen an. Auf Zellebene sind jedoch auch zahlreiche Prozesse des nicht-kodierenden RNA-Kosmos an der Entstehung von Krebs beteiligt. „Diese zu erforschen und funktional zu charakterisieren bietet ein großes Potenzial für die Etablierung neuer Behandlungskonzepte bei Krebserkrankungen“, so Klusmann. Die Untersuchungen des Zusammenspiels von RNA und der Entstehung von Krebs versprechen eine neue Basis in der Therapie.

Die DFG fördert über vier Jahre insgesamt zehn Projekte. Die Goethe-Universität Frankfurt führt zwei Forschungsprojekte durch, ein Projekt findet an der Universität Leipzig und sieben finden an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg statt. Nach Ablauf der vier Jahre ist eine Verlängerung der DFG-Förderung möglich.

»Manchmal ist Verdecken von Widerstand notwendig«

Wo und warum es verdeckten Widerstand in demokratischen Gesellschaften gibt, erkundet ein neuer Sammelband des Instituts für Sozialforschung. Ein Gespräch mit den Herausgeber:innen Ferdinand Sutterlüty und Almut Poppinga über die Verbindung von Widerstand, Würde und das gemeinsame Pflanzen von Bäumen.

UniReport: Warum sollten Menschen in demokratischen Gesellschaften Widerstand verbergen, wenn doch alles kritisiert werden kann? Mit dieser naheliegenden Frage leiten Sie, Herr Sutterlüty, in das Buch ein. Sie haben zum Thema »verdeckter Widerstand« eine Konferenz veranstaltet. Warum?

Ferdinand Sutterlüty: Es gibt viele Menschen, die es faktisch schwer haben, am demokratischen Diskurs teilzuhaben. Demokratien werden hingegen häufig aus einer normativen Perspektive beschrieben, aus der es so aussieht, als könnten alle Bürger:innen ihre Belange gleichermaßen in die öffentliche Diskussion einbringen. In unserem Buch schauen wir auf die empirische Seite. Wir betrachten Demokratie aus der Perspektive derjenigen, die sich zu verdecktem Widerstand gezwungen sehen, aus den unterschiedlichsten Gründen: Weil sie zum Beispiel so machtunterlegen sind, dass sie mit ihrer Position gar nicht durchdringen können. Oder weil sie im Niedriglohnsektor arbeiten, in dem arbeitsrechtliche Bestimmungen faktisch nicht eingehalten werden.



Gemeinsames Bäumeplanzen in Rustavi: Anwohner:innen leisten Widerstand gegen die Bebauung von Flächen in ihren Wohngebieten. Fotos: Ketevan Gurchiani

Ist die Frage nach Widerstand in Autokratien besser erforscht als Widerstand in demokratischen Gesellschaften?

Almut Poppinga: Im angelsächsischen Bereich wird dazu schon länger geforscht, im deutschsprachigen Raum weniger. Wir fragen in dem Buch deshalb sehr explizit: Lassen sich Erkenntnisse zum Widerstand in autokratischen Systemen, wie er insbesondere von James C. Scott untersucht wurde, auf Demokratien übertragen? Wie kann Widerstand in demokratischen Gesellschaften gerechtfertigt werden, und welche Regeln werden dort eigentlich verletzt? Das sind Fragen, die noch wenig erforscht sind. Der Band erkennt also durchaus eine Forschungslücke. Zum Beispiel ist das Phänomen der Sabotage im Feld der Arbeit ausführlich erforscht worden, aber es wurde nicht mit der Frage verbunden, was es für eine demokratische Gesellschaft und ihre normative Idee bedeutet, wenn die Sabotage in bestimmten Arbeitsbereichen zu einer regulären Praxis geworden ist.

Was verstehen Sie unter Widerstand in demokratischen Gesellschaften? Die Autor:innen des Bandes haben zum Teil unterschiedliche Auffassungen.

Sutterlüty: Meinem Vorschlag in der Einleitung zufolge ist der Begriff immer noch eher weit gefasst, aber Widerstand lässt sich doch klar unterscheiden etwa von Kritik, Protest oder zivilem Ungehorsam. Bei Widerstand geht es, anders als bei bloßer Kritik, um ein Handeln. Außerdem ist mit Widerstand immer ein Regelbruch verbunden, von dem wiederum rechtliche oder soziale Normen betroffen sein können. Im Unterschied zu zivilem Ungehorsam, der immer offen ist, kann Widerstand auch verdeckt sein. Er bedeutet oft ein existenzielles Einsteigen für etwas, auch wenn es Sanktionen nach sich ziehen kann: Widerstand entsteht aus Dringlichkeit, wie etwa bei der Seenotrettung. Beim verdeckten Widerstand

spielt außerdem meist eine starke Machtasymmetrie eine entscheidende Rolle.

Ihr Kollege Martin Saar spricht in seinem Beitrag die Frage an, ob Widerstand als etwas der Demokratie Äußerliches angesehen werden kann, also als Hebel, der von außen destabilisierend wirken soll, oder ob er der Demokratie notwendig zugehört, indem er die prinzipiell unvollendete Demokratie ständig korrigiert.

Poppinga: Die Frage ist, was die vielen Praktiken von Widerstand über Demokratien aussagen. Saar bezieht die Position, dass die Demokratie ihre normative Idee an bestimmten Punkten nicht einlösen kann. Die Demokratie ist kein herrschaftsfreier Raum, sondern muss fortwährend demokratisiert und legitimiert werden – auch und insbesondere von innen. Informelle Widerstände, also verborgene Praktiken, können anzeigen, dass nicht alle Gruppen gleichberechtigt in das demokratische Zusammenleben eingebunden sind. Die Konjunktur von Fragen zu und über Widerstandspraktiken in den vergangenen Jahren zeigt, wie relevant das Thema für den Erhalt nicht nur demokratischer Institutionen, sondern auch der Demokratie als Lebensform ist.

Lassen Sie uns über Formen von Widerstand sprechen, die der Sammelband schildert. Was hat Sie überrascht?

Sutterlüty: Es ist das Ziel guter Konzepte, dass man durch sie Dinge sieht, die man vorher so nicht gesehen hat. Für mich überraschend war zum Beispiel der Beitrag der georgischen Anthropologin Ketevan Gurchiani: Sie hat die verborgene Praxis des Bäumeplanzens von Stadtbewohner:innen in Tiflis untersucht. Vor dem Hintergrund, dass Investoren und Baubehörden meist hinter verschlossenen Türen über den öffentlichen Raum bestimmen, leisteten die Anwohner:innen Widerstand gegen die Bebauung von Flächen in ihren Wohngebieten. Sie pflanzten über Jahre kaukasische Zelkoven und Maulbeerbäume, zwei in Georgien geschützte Baumarten. Die Nachbarschaft half bei der Pflege der Bäume, sodass sie gut wuchsen. Später konnte dann auf der Fläche nicht mehr gebaut werden. Das ist eine unscheinbare Praxis mit Folgen für die Stadtentwicklung. Man sieht die Bäume, aber nicht die Absicht hinter ihrer Pflanzung. Wir sind auch darauf gestoßen, dass manche Akteur:innen gar nichts aktiv verbergen, sondern ihr Widerstand von Dritten verborgen wird. Lorna Finlayson schreibt über Kinder, die gegen bestimmte Praktiken in der Schule protestieren. Ihr Verhalten wird aber von den Eltern und Lehrkräften systematisch als ein Entwicklungsproblem gesehen, das sich schon ausgewachsen wird, oder als Ausdruck einer zu korrigierenden Pathologie. Ihr Widerstand wird nicht als solcher wahrgenommen, sondern wegdefiniert.

Poppinga: Andere sind in einer so schlechten Position, dass für sie verdeckter Widerstand das einzige Mittel ist, den eigenen Lebensunterhalt zu sichern oder ein Minimum an sozialer Anerkennung zu erhalten, wie Axel Honneth in seinem Beitrag über das Feld der Arbeit ausführt. Denken Sie an Dienstleistungen im Hotelgewerbe mit sehr vielen prekär Beschäftigten oder an die von Christian Sperneac-Wolfer untersuchten rumänischen Wanderarbeiter auf deutschen Baustellen, denen von ihren Arbeitgebern widerrechtlich die Pässe abgenommen werden.

Verdeckter Widerstand erscheint dann manchmal als einzige Möglichkeit, sich in einer Demokratie zu äußern?

Sutterlüty: Natürlich ist offener Widerstand in einer Demokratie wünschenswert. Manchmal ist aber die Verdeckung von Widerstand notwendig, nicht zuletzt auch, um auf die Ebene des öffentlichen Widerstands zu kommen. Im geschützten Raum des verdeckten Widerstands können erst einmal die Positionen dafür gefunden werden.

Verdeckter Widerstand dient dann als Vorstufe für öffentlichen Widerstand.

Poppinga: Ja, genau. Man muss auch verschiedene Arten des Verborgenseins unterscheiden. Es gibt ja verdeckten Widerstand, der vor aller Augen stattfindet: Whistleblowing und Leaking. Whistleblower:innen sind erst einmal gezwungen, verdeckt zu agieren. Dann aber treten sie an die Öffentlichkeit.



Recht auf öffentlichen Raum: Von Anwohner:innen gepflanzte Bäume erhalten einen Schulhof in Tbilisi (Dezember 2022).

Auch die vorhin erwähnten Bäume in Tiflis sieht man. Sie sind aber nicht sofort als Widerstand erkennbar. Sabotage ist ebenfalls sichtbar, bleibt aber anonym und ist nicht zurückverfolgbar. Verdeckter Widerstand heißt demnach nicht, dass niemals etwas sichtbar wird. Man muss also fragen, für wen etwas nicht sichtbar ist und warum das so ist.

In der Demokratie stellt sich die Frage: Wodurch und wann lässt sich verdeckter Widerstand überhaupt legitimieren? Sie weisen selbst darauf hin, dass vor dem Hintergrund von Reichsbürgern, die den Widerstand für sich reklamieren, die Frage nach der Rechtfertigung nicht leicht zu beantworten ist.

Sutterlüty: Wir haben bewusst darauf verzichtet, Widerstand von rechtsgerichteten Gruppen zu untersuchen. Diese behaupten gegenwärtig häufig, die letzten Verteidiger der Demokratie zu sein, die sie letztlich bekämpfen, und Widerstand gegen einen übergriffigen Staat leisten zu müssen. Derartige Verkehren bringen niemanden auf die Idee, den Begriff der Demokratie aufzugeben; ähnlich halten wir es mit dem Widerstandsbegriff und seiner Vereinnahmung durch rechte Gruppierungen. Ihre Frage rührt aber an den tiefergehenden Punkt, wie groß die Missstände sein müssen, damit Widerstand legitim sein kann. In unseren Beispielen steckt schon ein normativer Kern, eine moralische Empörung. Es geht um Handlungen, über deren Legitimierbarkeit man sehr gut nachdenken kann. Nehmen wir das Beispiel der Rettung von Flüchtlingen im Mittelmeer. Mitunter schon die Rettungsaktionen selbst, erst recht aber die anschließende Flucht- und Transithilfe sind klar Widerstand gegen geltendes Recht. Wenn man aber die Rettung von Leben als etwas Dringliches sieht, bleibt eben oft nur der Rechtsbruch. Ich möchte in diesem Zusammenhang auf Fritz Bauer hinweisen, der die Frage aufgeworfen hat, „ob mit den Widerstandshandlungen abgewartet werden muss, bis der Rechtsstaat in den Unrechtsstaat umgeschlagen ist“. In solche Problemgebiete kommt man hinein, wenn man sich mit verdecktem Widerstand beschäftigt.

Ferdinand Sutterlüty ist Professor für Soziologie an der Goethe-Universität, Almut Poppinga ist wissenschaftliche Geschäftsführerin am Institut für Sozialforschung.

Fragen: Pia Barth

Eine umfangreichere Fassung des Gesprächs ist in unserem Webmagazin zu lesen:

<https://aktuelles.uni-frankfurt.de>

Das Buch im Gespräch

Am 15. Februar um 20 Uhr findet in der autorenbuchhandlung marx & co im Rahmen der Reihe »Prismen. IfS bei marx & co.« ein Gespräch über den Sammelband statt. Mit Almut Poppinga und Ferdinand Sutterlüty diskutieren die Doktorand:innen am Institut für Sozialforschung David Lorenz und Franziska Wildt.

Ferdinand Sutterlüty, Almut Poppinga (Hrsg.):

Verdeckter Widerstand in demokratischen Gesellschaften.

Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, Band 35. Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 2022

Auf den Spuren einer gefährlichen Infektionskrankheit

Der Mikrobiologe Volkhard Kempf hat mit einem Team Peru bereist, um mit einem kürzlich entwickelten Test die Bekämpfung des tödlichen Oroya-Fiebers voranzutreiben.

Eine gewisse Anspannung blieb bestehen – auch wenn sich die vierköpfige Gruppe um Volkhard Kempf, Professor für Medizinische Mikrobiologie und Krankenhaushygiene an der Goethe-Universität, sorgfältig auf ihre Reise nach Peru vorbereitet hatte. Das Quartett brach im November 2022 auf und sollte es in den darauffolgenden drei Wochen insbesondere vermeiden, von Sandmücken der Gattung *Lutzomyia* gestochen zu werden, weder in der Hauptstadt Lima noch in den Anden und auch nicht im Dschungel von Nordamazonien: Diese Insekten können nämlich das Bakterium *Bartonella bacilliformis* übertragen, den Erreger der hochgefährlichen, dennoch lange vernachlässigten Tropenkrankheit „Oroya-Fieber“: „Wenn die Erkrankung nicht schnell genug diagnostiziert und angemessen mit Antibiotika behandelt wird, geht das Oroya-Fieber mit einer Todesrate von bis zu 90 Prozent einher“, sagt Kempf. „Nur zum Vergleich: Am Beginn der „Corona“-Pandemie hatten SARS-CoV-2-Infektionen gerade einmal eine Letalität von ungefähr 2 Prozent.“

Das Oroya-Fieber ist hochgradig tödlich. Jeder kann dran erkranken, und auch eine überstandene Infektion führt nicht zu Immunität. Sein Erreger *Bartonella bacilliformis* befällt die roten Blutkörperchen des Menschen (die Erythrozyten) – ein anderes Erreger-Reservoir ist derzeit nicht bekannt – und zerstört die Erythrozyten, indem er sie zum Platzen bringt; Erkrankte leiden zunächst an hohem Fieber und sind von allgemeinem Verfall gezeichnet, als weitere Symptome kommen Nierenversagen und Delirium dazu, bis schließlich der Tod eintritt. Und die wenigen, die diese Akut-Phase der sogenannten Carrión-Krankheit überleben, leiden zumeist für Monate oder sogar Jahre unter der chronischen Ausprägung, der schmerzhaften Hautkrankheit Verruga peruana („Peru-Warze“). Sehr viel mehr ist über die Carrión-Krankheit beziehungsweise das Oroya-Fieber allerdings nicht bekannt: Weder ob die Überlebenden gegen eine neuerliche Infektion durch *Bartonella bacilliformis* immun sind, noch woran es liegt, dass die akute Form der Carrión-Krankheit manchmal in die chronische Form der Peru-Warze übergeht.

Ungelöste Rätsel

„Wir wissen einfach extrem wenig über den Erreger, auch wenn die Krankheit seit Menschengedenken existiert“, betont Kempf, „viele an ihr ist nach wie vor absolut



Blutentnahme bei einem Einwohner aus San José de Ocumal, Amazonas, Peru, im Oroya-Fieber-Hochendemiegebiet. Die Proben wurden in Zusammenarbeit mit dem Laboratorio Referencial de Salud Pública der Region Amazonas, Peru, gesammelt.



Die Expeditionsgruppe im Dschungel des amazonischen Hochlands in Peru. Von links nach rechts: Dr. Riikka Hösch-Kempf, Wibke Susanne Ballhorn, Alexander Dichter, Univ.-Prof. Dr. Volkhard Kempf, Univ.-Prof. Dr. Pablo Tsukayama.

mysteriös.“ Die wenigen gesicherten Erkenntnisse über die Epidemiologie, also über die Häufigkeit und die Verbreitung, würfen weitere Fragen auf. „Zum Beispiel ist es kaum vorstellbar, dass es außer dem Menschen kein anderes Erreger-Reservoir gibt – aber wir kennen leider einfach keines“, so Kempf. Und diese Wissenslücke stelle nicht nur ein prinzipielles Rätsel, sondern auch ein praktisches Problem dar: Wenn der einzige bekannte Wirtsorganismus für *Bartonella bacilliformis* der Mensch sei, dann existiere schließlich auch kein Tiermodell, anhand dessen sich die Infektionsbiologie des Erregers erforschen lasse.

Folglich habe die Medizin kaum eine Idee über die zugrunde liegende Infektionsbiologie, also über die krankmachenden Eigenschaften des Erregers, fährt er fort, und diese Unwissenheit könne sich einmal rächen. Zwar sei der Krankheitsüberträger, die *Lutzomyia*-Sandmücke, bislang überwiegend in Peru, Ecuador und Kolumbien heimisch, sodass die Carrión-Krankheit mit ihren beiden Ausprägungen Oroya-Fieber und Peru-Warze auf den südamerikanischen Halbkontinent beschränkt sei. „Aber sowohl der Klimawandel als auch die weltweite Reiseaktivität können dazu beitragen, dass das nicht so bleibt“, gibt Kempf zu bedenken.

Dazu kommt, dass Ergebnisse der medizinischen Forschung nicht allein deswegen ausbleiben, weil sich bisher nur sehr wenige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für *Bartonella bacilliformis* und für die Carrión-Krankheit in-

teressiert haben: Das Bakterium stellt die Forscherinnen und Forscher dadurch vor große experimentelle Herausforderungen, dass es nur äußerst langsam in Spezialnährmedien wächst und die Anwendung besonderer molekular-genetischer Verfahren erfordert, die Kempfs Arbeitsgruppe eigens dafür adaptiert hat.

Ein Test macht Hoffnung

Angesichts der vielen ungelösten Rätsel stellte es vor etwas mehr als einem Jahr geradezu einen Durchbruch dar, dass Kempfs Arbeitsgruppe an der Goethe-Universität in Kollaboration mit einem Diagnostik-Unternehmen aus Dietzenbach sowie mit der Universidad Peruana Cayetano Heredia (Lima) einen Test entwickelt hatte, mit dem im Blutserum eines Menschen Antikörper gegen *Bartonella bacilliformis* nachgewiesen werden können – anders ausgedrückt: Mit dem sich nachweisen lässt, ob dieser Mensch am Oroya-Fieber erkrankt war beziehungsweise ob sein Immunsystem in der Vergangenheit Kontakt zu *Bartonella bacilliformis* hatte.

Dieser Test – bei Weitem nicht so simpel wie zum Beispiel ein „Corona“-Antigen-Schnelltest – besteht aus einer ganzen Reihe von Chemikalien und Laborgeräten, alle zusammen fast 500 Gramm schwer. Und auch wenn jedem Test eine schriftliche Anleitung beiliegt, müssen die Beschäftigten des – insbesondere peruanischen – Gesundheitswesens, welche die Labor-diagnostik der Carrión-Krankheit sicherstellen, auf diese Tätigkeit gründlich vorbereitet werden. Da traf es sich gut, dass die „ICBEP10“,

die zehnte „Konferenz zu neuen, durch *Bartonella* verursachten Krankheiten“ im November 2022 in Lima stattfand.

Sowohl Kempf als auch sein Doktorand Alexander Dichter, der an der Entwicklung des Tests entscheidend mitgewirkt hat, und die ebenfalls daran beteiligte „medizinische Technologin für Laboranalytik“ (früher: MLTA) Wibke Ballhorn konnten dank der finanziellen Förderung des Robert-Koch-Instituts die Konferenz besuchen und sich mit den Kooperationspartnern von der Universidad Peruana Cayetano Heredia austauschen. Nachdem sie einige der Test-Kits (jedes einzelne ermöglicht es, Blutproben von 90 Personen zu testen) in Lima

deponiert und diejenigen instruiert hatten, die die Tests anwenden sollten, brach die peruanisch-deutsche Gruppe zu einer Feldstudie auf: auch weiterhin so gut wie möglich geschützt durch lange Kleidung und aufgesprühten Insekten-Repellents – im Bewusstsein, dass die mitgeführten Antibiotika im Verdachtsfall des Oroya-Fiebers therapeutisch wirken würden.

Riskante Dschungel-Expedition

Trotzdem: Angesichts des Risikos der Infektion mit einer überaus tödlichen Krankheit blieb eine gewisse Anspannung. Die hatten Kempf und seine Mitreisenden sogar in Lima gespürt, in den Konferenzräumen genauso wie in den Büros, Labors und Seminarräumen der Kooperationspartner – und so wie in der ganzen Stadt. Und umso mehr sollten sie die Unsicherheit jetzt wahrnehmen, da sie zusammen mit den peruanischen Kooperationspartnern in den Norden des Landes reisten: zunächst in die Provinzhauptstadt der Region Amazonien, Chachapoyas, zum nationalen Referenzlabor des öffentlichen Gesundheitswesens. Ebenso wie zuvor in Lima nutzte die Gruppe hier die Gelegenheit, Beschäftigte des Gesundheitswesens mit dem neu entwickelten Test auf das Oroya-Fieber/die Carrión-Krankheit vertraut zu machen.

Von Chachapoyas weiter in kleine Andendörfchen, über nicht asphaltierte Straßen, tags oder auch mal in der Nacht, zu örtlichen Gesundheitszentren mitten im Dschungel – der Test sollte unter alltäglichen Bedingungen tatsächlich zum Einsatz kommen; „Wir hoffen,

dass wir daraus erste Rückschlüsse auf die Epidemiologie des Oroya-Fiebers beziehungsweise der Carrión-Krankheit ziehen können“, sagt Kempf. Seine Kooperationspartner in Lima analysieren derzeit mithilfe der Test-Kits die Blutproben, die während der Feldstudie genommen wurden: „Blutproben zu bekommen, das ist nicht so leicht, wie man es sich vielleicht vorstellt“, schränkt Kempf ein. „Sie sind da in einem kleinen peruanischen Dörfchen mit 80 oder 90 Einwohnern unterwegs, gehen von Haus zu Haus. Dann klingeln Sie, hoffen, dass der Herr, die Dame des Hauses da ist und sich überzeugen lässt, dass Sie ihm oder ihr Blut abnehmen dürfen.“ Zusammen mit Mitarbeitenden der Gesundheitsbehörde der Region Amazonas hätten sie dazu weitere Daten der Getesteten erhoben: Ob und wie diese potentiell infizierten Sandmücken ausgesetzt waren, ob sie von anderen Insekten gestochen worden seien, ob vielleicht weitere Familienangehörige am Oroya-Fieber erkrankt (gewesen) seien. „Die Proben, bei denen unser Test anschlägt und bei denen die Anamnese einen hinreichenden Verdacht auf die Carrión-Krankheit ergibt, könnten uns möglicherweise dann in einem nächsten Schritt als Ausgangspunkt für die Entwicklung eines Impfstoffs dienen“, steckt Kempf einen Teil seines zukünftigen Arbeitsprogramms für das hessische LOEWE-Zentrum DRUID ab, in dem vernachlässigte und armutsassoziierte Tropenkrankheiten erforscht werden.

Mit den Kits, die Kempf und seine Mitreisenden nach Peru mitgebracht haben, können noch weitere Tests vorgenommen werden – das wird jetzt Sache des peruanischen Gesundheitspersonals sein und in Kollaboration mit den peruanischen Forschungspartnern erfolgen. „Mit unseren Test-Kits können wir zwar nur einen winzigen Teil von Peru auf die Verbreitung des Oroya-Fiebers hin untersuchen“, stellt Kempf klar, „aber das wäre zumindest mal ein erster Schritt für eine größere seroepidemiologische Surveillance“. Um für ganz Peru flächendeckend Zahlen zur Verbreitung des Oroya-Fiebers beziehungsweise der Carrión-Krankheit zu erhalten, wären rund 100-mal so viele Tests nötig. Vorerst müssen sich die Forschenden allerdings auf Erkenntnisse aus der Feldstudie in Amazonien beschränken. Die wichtigste Erkenntnis ist ohnehin: Kein Mitglied ihrer Gruppe wurde auf der Reise durch *Bartonella bacilliformis* infiziert.

Stefanie Hense

Substanzkonsum weiterhin auf niedrigem Niveau

Studie zu Drogentrends Jugendlicher in Frankfurt zeigt auf einigen Feldern zwar eine leichte Zunahme, aber nur auf den Stand der Vor-Corona-Zeit.

Die nunmehr 20. MoSyD-Studie zum Drogen- und Medienkonsum Jugendlicher, herausgegeben vom Centre for Drug Research (CDR) an der Goethe-Universität und gefördert durch das Drogenreferat der Stadt Frankfurt, bildet einen Zeitraum ab, der in das zweite Corona-Jahr fällt. Somit ist der Anstieg beim Alkoholkonsum und beim Rauchen lediglich eine Rückkehr zum Niveau der Vor-Corona-Zeit, erklärt Dr. Bernd Wersé, Sozialwissenschaftler an der Goethe-Universität. Insgesamt, so seine Diagnose mit Blick auf die Entwicklung der letzten Jahre, sei der sogenannte Substanzkonsum im Vergleich zur Zeit der ersten MoSyD-Studie auf einem sehr niedrigen Stand: „Jugendliche trinken deutlich weniger und greifen seltener zur Zigarette. Zudem ist der Anteil derjenigen, die abstinent sind, also gänzlich auf legale und illegale Drogen verzichtet, langfristig deutlich gestiegen. Man kann also sagen, dass die heutigen Jugendlichen insgesamt gesundheitsbewusster sind als frühere Generationen.“ Bei Jugendlichen, so der Drogenforscher, sei der gesellige Aspekt ausschlaggebend gewesen für einen Rückgang im ersten Corona-Jahr. Es habe einfach zu wenige Gelegenheiten gegeben, mit Freunden Alkohol und andere Drogen zu konsumieren. Die schrittweisen Lockerungen im zweiten Jahr der Pandemie hätten dann wieder mehr Möglichkeiten im öffentlichen Raum geboten.

Zu den erstaunlichen Ergebnissen der 20. MoSyD-Studie zählt für Wersé der Anstieg beim Lachgas. Die Verbreitung der legalen Droge, die sich ursprünglich als Partydroge in der Techno-Szene einer großen Beliebtheit erfreut hat, ist nach mehrjährigem Rückgang auf einen neuen Höchstwert gestiegen. Der Anteil derjenigen, die es schon einmal ausprobiert haben, liegt laut Studie bei 13 Prozent. „Eine Erklärung für den Anstieg haben wir noch nicht. Möglicherweise spielt eine Rolle, dass Lachgas nicht mehr nur in Kapseln, sondern nun auch in größeren Flaschen angeboten wird.“

Eine andere signifikante Änderung sieht Bernd Wersé bei den psychoaktiven Medikamenten: 8 Prozent haben diese laut der aktuellen Befragung schon einmal ausprobiert. „Dieser Trend kommt ursprünglich aus der Rapper-Szene; es handelt sich unter anderem um medizinische Opioide, also um Substanzen aus derselben Stoffklasse wie Heroin und Morphin, und um Benzodiazepine, die in der Medizin zur Beruhigung eingesetzt werden. Es sind Substanzklassen mit hohem Risikopotenzial im Hinblick auf Überdosierungen und Abhängigkeiten. Ich würde hier aber noch nicht von Trenddrogen sprechen wollen“, so Wersé. Das Centre for Drug Research



Lachgas-Kapseln; mittlerweile wird die Substanz auch in größeren Flaschen angeboten. Foto: Ink Drop/Shutterstock

erforscht gerade im Rahmen einer Studie, die vom Bundesgesundheitsministerium finanziert wird, die Verbreitung und Zugänglichkeit der psychoaktiven Medikamente. Verschreibungspflichtige Medikamente würden oftmals von älteren Familienmitgliedern „abgezweigt“, auch komme es öfter zur Fälschung von Rezepten. Insgesamt sei es schwieriger, an diese Substanzen zu gelangen, als an Cannabis.

Auch abgefragt wurden im Rahmen der MoSyD-Studie psychische Probleme bei Jugendlichen. Hier sei in den Selbstberichten der Jugendlichen ein Anstieg von Panikattacken sowie Angst- und Essstörungen zu verzeichnen. Dies sei wahrscheinlich mit der in der Corona-Pandemie erfahrenen Krisenstimmung erklärbar. Ebenfalls untersucht wurde der Medienkonsum junger Menschen; hinsichtlich des Konsums von Streamingdiensten und Computerspielen habe die Corona-Pandemie nicht, wie es zu erwarten gewesen wäre, zu einem signifikanten Anstieg geführt. „Tendenziell hat aber die Beliebtheit sogenannter Gelegenheitsspiele zugenommen. Diese werden meistens über das Handy gespielt, was ein Grund dafür sein mag, dass auch Mädchen mehr spielen.“ Insgesamt gebe es aber beim Konsum von Computerspielen hinsichtlich der Intensität große Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen. Auch im Bereich Social Media verstärkte sich der Trend der letzten Jahre: Facebook spiele bei Jüngeren nahezu keine Rolle mehr, hingegen seien Instagram und TikTok sehr beliebt. df

Monitoring-System Drogentrends 2021 in Frankfurt am Main (MoSyD-Studie 2021)

Drogenkonsum und Freizeitverhalten von Frankfurter Schüler*innen im Alter von 15 bis 18 Jahren.

Zentrale Ergebnisse:

Der Alkoholkonsum bei Jugendlichen ist nach deutlichem Rückgang im Vorjahr wieder gestiegen, ebenso der Konsum von herkömmlichen Zigaretten.

E-Zigaretten: Sowohl die Konsumerfahrung mit E-Produkten als auch der aktuelle Konsum haben weiter zugenommen.

Shishas: Der aktuelle Konsum ist stabil geblieben, die Lebenszeitprävalenz leicht gestiegen. Jugendliche konsumieren Cannabis wieder häufiger als im Vorjahr, bei der Gruppe der intensiv Konsumierenden ist die Häufigkeit jedoch gleichgeblieben. Der Anteil der Jugendlichen, die Medikamente zu Rauschzwecken oder zur Leistungssteigerung eingenommen haben, ist leicht angestiegen.

Kokain und Speed: Der Konsum ist im Vergleich zum Vorjahr leicht gesunken.

Neue Psychoaktive Substanzen (NPS): Synthetische Cannabinoide werden zuweilen als Liquids in E-Zigaretten verdampft.

MDMA (Ecstasy): Die Konsumerfahrung ist nach dem leichten Anstieg im Vorjahr wieder gesunken. Abstinenz: Gut ein Drittel der Jugendlichen hat gänzlich auf legale und illegale Drogen verzichtet.

Der MoSyD JAHRESBERICHT 2021, gefördert durch das Drogenreferat der Stadt Frankfurt am Main, steht zum kostenlosen Download bereit unter https://www.uni-frankfurt.de/130807031/MoSyD_Jahresbericht_2021_fertig.pdf

Und ruckzuck entstehen Bilder im Kopf

Kathryn Barnes forscht zu ikonischen Wörtern im Deutschen und deren Wirkung auf Leser und Zuhörer.

Viele benutzen sie täglich, sind sich dessen aber gar nicht bewusst: Ideophone wie »ratzfatz«, »ruckzuck« oder »pillepalle« kommen vor allem in der gesprochenen deutschen Sprache vor. Ihre Rolle im System Sprache ist bislang aber kaum erforscht. Eine junge Linguistin an der Goethe-Universität will das ändern. Sie schreibt ihre Doktorarbeit über die Semantik und Pragmatik von Ideophonen.

Natürliche Sprachen gelten als „arbiträr“. Will heißen: Die sprachlichen Zeichen und deren Bedeutung stehen in einem freien Verhältnis zueinander. Der Begriff *arbiträr* geht auf Ferdinand de Saussure zurück, den Begründer der modernen Sprachwissenschaft. Er stellte fest: Zwischen einem sprachlichen Zeichen, also z.B. einem Wort, und dem Bezeichneten, also der Bedeutung des Wortes, besteht in der Regel keine Ähnlichkeit. Wer das Wort „Buch“ nicht kennt, kann sich die Bedeutung nicht aus der Form und Beschaffenheit des

Wortes erschließen. Die Bedeutung wurde von der Sprachgemeinschaft festgelegt bzw. hat sich im Lauf der Sprachgeschichte etabliert. Die gängige Übersetzung von „arbiträr“ als „willkürlich“ trifft die Sache nicht ganz.

Klangmalerische Wörter

Aber es gibt auch Zeichen mit ikonischen Eigenschaften, die durchaus ohne Vorkennntnis auf die Bedeutung schließen lassen. Da sind zum Beispiel Gesten: Als Begleiter der gesprochenen Sprache beschreiben sie eine Form oder eine Bewegung und tragen so zum kommunikativen Inhalt bei. Und es gibt Ideophone. Das sind Wörter, die klangmalerisch die Bedeutung des Gemeinten beschreiben, meist handelt es sich um Geräusche oder Bewegungen. Ein Ideophon kann ein Verb, ein Adjektiv oder ein Adverb sein, es beschreibt Art und Weise, Farbe, Geräusch, Geruch, Handlung, Zustand oder Intensität. In afrikanischen Sprachen



Foto: Anke Sauter

sind Ideophone besonders häufig, im Deutschen gibt es sie weit seltener. Aber es gibt sie: Beispiele sind „zickzack“, „holterdiepolter“, „ratzfatz“, „pille-palle“ oder „plemplem“. Und mit dieser Art von Wörtern befasst sich Kathryn Barnes.

Eigentlich ist es eher dem Zufall zu verdanken, dass Barnes, die aus Großbritannien stammt, überhaupt Deutsch gelernt hat. So ganz freiwillig war das ursprünglich nicht, gibt sie zu. Denn eigentlich wollte sie an der Highschool viel lieber Spanisch lernen. Aber der Kurs war schon voll, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als eben Deutsch zu lernen. Offenbar gefiel es ihr dann aber doch, denn nach der Schule entschied sie sich für ein Studium der Germanistik und Romanistik – damals ohne konkrete Berufsvorstellungen. Inzwischen ist sie sich sicher: Sie würde sehr gern in der

Wie wir uns für die Zukunft wappnen

Zwei neue Graduiertenkollegs an der Goethe-Universität: »Fixing Futures« und »Standards des Regierens«

Die Goethe-Universität hat zwei neue DFG-Graduiertenkollegs eingeworben. »Fixing Futures« ist ganz in Frankfurt angesiedelt und befasst sich mit der Antizipation von Zukünften. Ein zweites, gemeinsam mit der Technischen Universität (TU) Darmstadt beantragtes Graduiertenkolleg widmet sich der Frage, wie »Standards des Regierens« die Möglichkeit kollektiver Selbstbestimmung verändern.

»Fixing Futures«

Was wird die Zukunft bringen? Wie können wir uns heute schon darauf vorbereiten – das Beste daraus machen, das Schlimmste verhindern? Wie können wir im Hier und Jetzt vorsorgen, um zukünftige Prozesse zu steuern? Derartige Überlegungen sind sicher in der Geschichte der Menschheit nichts Neues. Durchaus neu ist jedoch, wie genau künftige Entwicklungen antizipiert und entsprechende Technologien erdacht werden können, um das Prognostizierte zu modifizieren.

Das englische Verb „to fix“ hat zwei Bedeutungen. Es kann einerseits „befestigen“ heißen, andererseits aber auch „reparieren“. Dieser Doppelsinn kam bei der Namensgebung des neuen Graduiertenkollegs „Fixing Futures“ durchaus gelegen. Er bezeichnet ein Spannungsverhältnis zwischen der Stabilisierung und Fortschreibung gegenwärtiger Entwicklungstrends einerseits und der Notwendigkeit, schädliche Entwicklungsprozesse abzuwenden oder zumindest abzumildern andererseits. Welche Strategien und Technologien dabei eine Rolle spielen können und welche neuen Herausforderungen und Problemlagen daraus entstehen, das erforschen künftig junge Wissenschaftlerinnen und Wis-

senschaftler im Graduiertenkolleg „Fixing Futures. Technologies of Anticipation in Contemporary Societies“.

„Klimawandel, Terrorismus, Pandemie – es gibt viele brennende Problemlagen, die eine intensive Vorausschau und Vorbereitung notwendig zu machen scheinen“, sagt Prof. Thomas Lemke. Der Soziologe ist Sprecher des neuen Graduiertenkollegs, Ko-Sprecherin ist die Kulturanthropologin Prof. Dr. Gisela Welz. Mit dabei sind auch Martina Klausner (Kulturanthropologie), Peter Lindner, Marc Boeckler und Lizzie Richardson (Humangeographie), Thomas Scheffer und Josef Barla (Soziologie). Das neue englischsprachige Graduiertenkolleg knüpft an den Masterstudiengang „Science and Technology Studies. Economies, Governance, Life“ und das interdisziplinäre Forschungsnetzwerk „Lab for Studies in Science and Technology“ an. Damit wird die interdisziplinäre Wissenschafts- und Technikforschung an der Goethe-Universität noch sichtbarer, die Bewerbungen für die ausgeschriebenen Stellen für Doktoranden und Postdocs kommen aus der ganzen Welt.

Von herausgehobener Bedeutung ist innerhalb des Graduiertenkollegs das Forschungsinteresse, das Machen von Zukünften mit Macht-Fragen zu verbinden. Wie werden einige Zukünfte vorstellbar und wünschbar, andere hingegen ausgeschlossen oder marginalisiert? Als vermeintliche „Heilsbringer“ dienen technologische Ansätze häufig dazu, gesellschaftliche Debatten zu befrieden oder ganz zu vermeiden, merkt Thomas Lemke kritisch an. Ein offensichtliches Beispiel ist das Einfrieren von Eizellen, das Frauen als Verantwortliche für die Planung der reproduktiven Zukunft anspricht – anstatt die Geschlechterverhältnisse in der Gesell-

schaft zu verändern und die Arbeitsbedingungen für Frauen und Paare mit Kindern zu verbessern. Ähnlich sei es mit der Technologie des „Carbon Capture“, wodurch CO₂ gebunden werden kann. Indem diese als technologische Option ins Spiel kommt, rücken die notwendigen gesellschaftlichen Transformationsprozesse aus dem Blickfeld. Dabei müsse eine vorausschauende ökologische Politik doch eigentlich bei klimaschädlichen Industrien und Produktionsweisen ansetzen.

Insgesamt zehn Doktorandinnen und Doktoranden sowie zwei Postdocs beginnen zum 1. Mai mit ihrer Forschungsarbeit. Um deren berufliche Zukunft macht sich Thomas Lemke keine Sorgen: „Expertise im Bereich der Wissenschafts- und Technikforschung wird in vielen Feldern dringend gebraucht.“ Das sei heute schon zu antizipieren.

»Standards des Regierens«

Auch Prof. Sandra Seubert ist zuversichtlich, dass die Absolventen ihres neuen Graduiertenkollegs „Standards des Regierens“, bei dem sie als Ko-Sprecherin fungiert, eine gute berufliche Zukunft haben – auch, aber nicht nur im Wissenschaftsbetrieb: „Angesichts der Aufgaben und Probleme, vor denen demokratische Gesellschaften heute stehen, ist es sehr wichtig, junge Menschen für unterschiedliche Bereiche der Politik gut auszubilden und das wissenschaftlich generierte Wissen mit der Gesellschaft zu verbinden.“

Eine Leitfrage des Graduiertenkollegs, das sie gemeinsam mit dem Politologen Prof. Jens Steffek von der TU Darmstadt beantragt hat: Bedeutet das Vordringen von Standards der „good governance“ eine technokratische Erosion der Demokratie oder vielmehr deren Gestaltwandel? Das Konzept der „good governance“ ist inzwischen auf der ganzen Welt verbreitet und wird von internationalen Organisationen wie der Weltbank oder der OECD aktiv propagiert. Es beinhaltet Normen guter Regierungsführung wie Transparenz, Partizipation, Verantwortlichkeit, aber auch die systematische Evaluation von Politikerfolgen, Korruptionsbekämpfung, Rechtsstaatlichkeit oder Gleichstellung. Solche Kriterien dienen dazu, Staaten und Kommunen, Unternehmen und Organisationen zu beurteilen, Erfolge zu messen und Rankings zu erstellen.

Im Graduiertenkolleg werden diese Standards als Normen betrachtet, die analog zu

allgemeingültigen technischen Normen universell anwendbar und vergleichbar sein sollen. Im Fokus steht, wie und warum diese Normen entstehen, wie sie umgesetzt beziehungsweise durchgesetzt werden und wie sie sich normativ zum Ideal demokratischer Selbstbestimmung verhalten. Regieren durch Standards werde häufig als outputorientiert und neoliberal betrachtet, erklärt Seubert. Der Vorwurf laute: Die Demokratie werde ausgehöhlt und geschwächt. Aber es gebe durchaus Kontexte, in denen Standards demokratische Prinzipien stärken könnten: „In Räumen begrenzter Staatlichkeit, in internationalen Kontexten von Entwicklungszusammenarbeit oder in Staatenverbänden ohne Gewaltmonopol wie der Europäischen Union können Standards hilfreich sein, um gemeinsame Ziele zu erreichen“, sagt Seubert. So könne etwa der globale Klimaschutz nur durch die Vereinbarung von Standards vorangebracht werden, da auf einer Selbstverpflichtung der nationalen Regierungen aufgebaut werden müsse.

Beteiligt sind an dem Graduiertenkolleg unterschiedliche Disziplinen: Zur Politologie, die mit sechs Köpfen vertreten ist, kommen Philosophie, Soziologie und Rechtswissenschaft hinzu. An der Goethe-Universität sind außer Sandra Seubert beteiligt: Ute Sacksofsky (Rechtswissenschaft), Barbara Brandl (Soziologie), Alexander Ebner (Soziologie) und Andreas Nölke (Politikwissenschaft). Erste Sprecherschaft und Geschäftsführung liegen bei der TU Darmstadt, darüber hinaus sind sowohl beteiligte Professuren als auch Doktoranden paritätisch auf beide Standorte verteilt.

Das standortübergreifende Kolleg beruht auf einer bestehenden Kooperation der beiden Universitäten, die auch in der Allianz der Rhein-Main-Universitäten (RMU) verbunden sind: Es gibt bereits zwei politologische Kooperationsstudiengänge. „Die Zusammenarbeit hat sich bewährt, was sicher auch ein Trumpf bei der Bewerbung war“, meint Seubert. Zur Stärkung der Internationalität sind Gastaufenthalte für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem Ausland vorgesehen, die als „Mercator-Fellows“ Teil des Netzwerks werden und ihrerseits Promovierende zu sich einladen können. Die Auswahl der Kollegiaten ist für 3. Februar geplant. Prof. Seubert: „Ich freue mich auf viele frische Ideen.“

Anke Sauter

Wissenschaft bleiben. Denn in der Linguistik gibt es noch so viel zu erforschen.

Auch in ihrer Muttersprache, dem Englischen, sind Ideophone eher selten, sagt Barnes. Vielleicht faszinieren sie die 28-Jährige deshalb so sehr. Sie sind nicht nur Thema ihrer gerade entstehenden Dissertation, sondern auch eines jüngst in der linguistischen Zeitschrift „Glossa“ erschienenen Aufsatzes. Betreut wird ihre Arbeit von der Linguistin Prof. Cornelia Ebert, die auch das hochschulübergreifende DFG-Schwerpunktprogramm „Visuelle Kommunikation. Theoretische, empirische und angewandte Perspektiven (ViCom)“ koordiniert. Ebert hat in Bezug auf Gesten herausgefunden, dass diese auf einer anderen Ebene Bedeutung vermitteln als arbiträre Zeichen. Sie werden vom kommunikativen Gegenüber weniger in Frage gestellt, weshalb es weniger ins Gewicht fällt, wenn die vermittelte Information falsch sein sollte – anders als bei herkömmlichen Adjektiven oder Adverbien, die falsche Informationen enthalten. Barnes erforscht nun, ob dies auch auf Ideophone übertragen werden kann.

Ein eher abwegiges Forschungsgebiet? „Solche vermeintlichen Sonderfälle können viel über das Funktionieren von Sprache aussagen“, sagt Barnes, die in ihrem privaten Umfeld festgestellt hat, dass sich die meisten Muttersprachler

nicht darüber im Klaren sind, dass und wie oft sie selbst Ideophone verwenden. „Eine befreundete Lehrerin zum Beispiel hat dann aber sogar im Gespräch mit mir Ideophone benutzt und musste lachen“, erzählt die Doktorandin.

Für die als Aufsatz erschienene Studie musste Barnes wegen der Pandemie die notwendige Befragung als Online-Experiment konzipieren. Insgesamt 40 Deutsch-Muttersprachler haben den Fragebogen ausgefüllt, der die Verwendung (Pragmatik) und Bedeutung (Semantik) von 20 Ideophonen beleuchten sollte. Als ein Beispiel wird eine Szene aus dem Froschkönig verwendet, wo der Frosch *plitschplatsch* die Treppe zum Schloss hinaufsteigt. Im einen Beispiel wurde er zuvor als nass beschrieben, im anderen geschildert, dass die Sonne ihn bei der Ankunft an der Treppe vollkommen ausgetrocknet hatte. Bei Verwendung des Ideophons *plitschplatsch* konnten die Probanden die Schilderung auch dann akzeptieren, als die Aussage eigentlich unlogisch erscheinen musste. Anders bei Verwendung eines Adverbs – ganz ähnlich wie im Fall von Gesten wurde der Fehler von den Teilnehmern weniger beanstandet.

Vergleich mit anderen Sprachen

„Dies ist meines Erachtens die erste experimentelle Arbeit zum At-issue-Status von Ideophonen, die mit deutschen

Sprechern durchgeführt wurde – und eine der ganz wenigen überhaupt zum Informationsstatus von Ideophonen“, sagt Prof. Cornelia Ebert. Ob das, was anhand deutschsprachiger Ideophone gezeigt werden konnte, auch auf andere Sprachen übertragbar sei, insbesondere auf solche, in denen die Verwendung von Ideophonen viel üblicher ist als im Deutschen, müsse sich noch zeigen. So seien im Deutschen Ideophone, die wie Satzglieder verwendet würden, „not at issue“, das heißt: Ihr Wahrheitsgehalt werde nicht im gleichen Maße in Frage gestellt wie der anderer Satzglieder. Bei den Satz-Kontext-Matching-Aufgaben seien Konstruktionen mit Standardadverbien wesentlich stärker als unpassend wahrgenommen worden als solche mit Ideophonen.

Wie ist das zu erklären? Haben Ideophone (ebenso wie Gesten) eine höhere Glaubwürdigkeit, weil sie Bilder im Kopf erzeugen, also auf einer anderen Verständnisebene wahrgenommen werden? Das will Kathryn Barnes weiter erforschen und dabei auch andere Sprachen, etwa das Spanische, einbeziehen. Prof. Ebert, die sich gerade an einer Winterschule in Ghana aufhält, könnte sich auch eine Kooperation mit der Universität Legon in Accra vorstellen. In subsaharischen Sprachen in Afrika sind Ideophone stärker vertreten als im Deutschen.

Anke Sauter

Gesellschaftskritik auf der Höhe der Zeit

Frankfurter Institut für Sozialforschung feiert 100-jähriges Jubiläum mit Festakt.

Am 23. Januar 2023 jährte sich der Erlass des preussischen Kultusministers zur „Errichtung eines Instituts für Sozialforschung an der Universität Frankfurt als einer wissenschaftlichen Anstalt, die zugleich Lehrzwecken der Universität dient“, zum hundertsten Mal. Zu diesem Anlass hatte das Institut für Sozialforschung (IFS) im Rahmen seines 100-jährigen Jubiläums zu einem presseöffentlichen Festakt eingeladen. Anwesend waren u.a. Vertreter:innen der Hessischen Landesregierung, der Stadt Frankfurt, der Goethe-Universität sowie von zahlreichen akademischen wie zivilgesellschaftlichen Institutionen und Organisationen.

Der Direktor des IFS, Prof. Dr. Stephan Lessenich, verwies in seinem Redebeitrag auf die gegenwärtig stattfindende Entwicklung eines neuen Forschungsprogramms. Für die kritische Gegenwartsanalyse im Lichte einhundertjähriger Bemühungen um eine Gesellschaftskritik auf der Höhe der Zeit gelte es „mit dem konzeptionellen Fundus der Kritischen Theorie zu operieren, ohne seiner historischen Schwerkraft zu erliegen; mit der Dynamik der neuen Zeit zu gehen, ohne die

kritische Distanz zu ihr zu verlieren. Die Tradition kritischer Theoriebildung und Sozialforschung verändernd fortzuschreiben: Das ist die ebenso erfüllende wie herausfordernde Aufgabe, vor die sich das IFS im Jahre 2023 gestellt sieht. Wie wollen wir an diese Aufgabe herangehen? In dem Bewusstsein, dass wir das Rad nicht neu erfinden werden, aber eben auch nicht müssen; dass es heute ums Ganze geht, um das Ganze der Gesellschaft und die Zukunft der Menschheit; dass die wissenschaftliche Ergründung des Ganzen, seiner Bewegung, seiner Widersprüche, seiner Grenzen, seiner Überwindung, nicht anders bewältigt werden kann als in einem kollektiven, kooperativen, kollegialen Arbeitszusammenhang.“

Zu seinem 100-jährigen Bestehen hat die Wissenschaftsministerin Angela Dorn die wichtige Rolle des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt für eine lebendige Demokratie hervorgehoben: „Das IFS steht seit Horkheimer, Benjamin und Adorno in einer philosophischen Tradition, die sich nicht damit begnügt, die Welt verschieden zu interpretieren, sondern sie auch verändern will. Es begann als Forschungsstätte zur Theorie und

Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung mit der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, der es um die Aufdeckung von Unrecht, um Emanzipation und Veränderung ging. Nach den Verbrechen des Holocaust und dem Zweiten Weltkrieg eröffnete es 1951 wieder; der Zivilisationsbruch wurde zum Forschungsgegenstand. Die Kritische Theorie hat seit dem Anfang des IFS an Relevanz und Bedeutung nichts verloren. Wir brauchen dringend solche Einrich-

tungen. Um diese wichtige Rolle zu stärken, haben wir die Förderung des Landes von 2021 an gern von rund 620 000 auf nunmehr gut 870 600 Euro im Jahr erhöht.“

Die Kulturdezernentin der Stadt Frankfurt, Dr. Ina Hartwig, betonte in ihrer Rede die enge Verbindung von IFS und der Stadt Frankfurt: „Ich gratuliere dem Institut für Sozialforschung von Herzen zu seinem runden Geburtstag. Seit seiner Gründung strahlt es weit über die Grenzen Frankfurt hinaus und gilt national wie international als bedeutender Ort kritischer Gesellschaftstheorie und Sozialforschung. Das Institut für Sozialforschung hat – zuletzt mit dem langjährigen Direktor Axel Honneth, nun mit Stephan Lessenich an der Spitze – in den vergangenen 100 Jahren seine gesellschaftskritischen Positionen und eine empirische Forschungspraxis stets beibehalten. Zu sehen ist in den Veranstaltungen heute eine noch stärkere Öffnung

des Hauses. Ein Ort nicht nur für Wissenschaftler und Studierende, sondern auch für Künstler und Kulturschaffende, für die Stadtgesellschaft. Ich bin mir sicher, dass das Institut für Sozialforschung auch in den kommenden Jahren und Jahrzehnten eine ‚Frankfurter Schule‘ im besten Sinne bleiben wird!“ Die Stadt Frankfurt unterstützt das IFS mit rund 356 000 Euro jährlich.

Der Präsident der Goethe-Universität Frankfurt, Prof. Dr. Enrico Schleiff, gratulierte in seinem Grußwort dem Institut für Sozialforschung herzlich zum 100. Geburtstag: „Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule ist eine der wissenschaftlichen Visitenkarten Frankfurts, die trotz der immer kürzer werdenden Halbwertszeit von wissenschaftlichen Erkenntnissen und wissenschaftlichen Reputationen nach wie vor auch international glänzt.“ Das Institut für Sozialforschung, so Schleiff, habe sich der aktiven Gestaltung der Gesellschaft durch wissenschaftliche Erkenntnisse auf höchstem Niveau verschrieben. Und diesem Anspruch sehe sich auch die Goethe-Universität verpflichtet. Schon jetzt seien die Beziehungen zwischen Universität und Institut eng, kooperiere man seit Anfang an auf vielfältigen Ebenen miteinander. Schleiff wünschte sich abschließend vom IFS: „Erforschen Sie in der Tradition der Kritischen Theorie Überraschungen, Verunsicherungen, Herausforderungen, damit eine unter wissenschaftlichen Vorzeichen stehende ‚politische Aufklärung‘ gelingt!“



Prof. Dr. Stephan Lessenich, Direktor des IFS. Foto: Walter Vorjohann/IFS

Berufliche Weiterbildung – wer trägt die Verantwortung?

Prof. Bénédicte Zimmermann, aktuelle Inhaberin der Alfred-Grosser-Gastprofessur für Bürgergesellschaftsforschung, verglich in ihrem stadtpublic Vortrag an der Goethe-Universität die soziale Aufstiegsfortbildung in Frankreich und Deutschland.

Alfonso und Martin haben eigentlich den gleichen Job in einem multinationalen Luftfahrtunternehmen – aber der eine in Frankreich, der andere in Deutschland. Wenn sich die beiden Facharbeiter durch Weiterbildung beruflich verbessern, also sozial aufsteigen möchten, stehen recht unterschiedliche Wege dafür bereit. Während Alfonso von seinem Unternehmen dabei einige Unterstützung erfährt, zudem dieses dazu in Frankreich auch gesetzlich verpflichtet ist, muss Martin seine Weiterbildung viel stärker

selber organisieren, indem er zum Beispiel nach der Arbeit noch die Abendschule besucht und dabei auf die Unterstützung seiner Ehefrau bauen muss. Warum ist das so? Ist eines der beiden Systeme gerechter, fairer? Prof. Bénédicte Zimmermann, Professorin für Soziologie an der Ecole des hautes études en Sciences Sociales in Paris und Permanent Fellow am Wissenschaftskolleg in Berlin, erläuterte in ihrem gut besuchten Vortrag im Casino der Goethe-Universität, wie unterschiedlich in beiden Ländern die Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten in der Weiterbildung aufgestellt sind. Die Verantwortung für Aufstiegsfortbildung liege in Deutschland stärker als in Frankreich bei den Arbeitnehmer*innen. Dies mache aber oftmals die Unterstützung seitens der Familienmitglieder notwendig, um die Weiterbildung mit den sonstigen Aufgaben in Beruf und Familie in Einklang bringen zu können. Andererseits aber seien entsprechende Angebote der Volkshochschulen in Deutschland günstiger als in Frankreich. Zwar würden in Frankreich die Unternehmen mehr für die Weiterbildung ihrer Mitarbeitenden ausgeben. Jedoch, so Bénédicte Zimmermann, sei eine Weiterbildung, die der Anpassung an die Bedürfnisse des Unternehmens oder raschen Rückkehr in den Arbeitsmarkt diene, nicht unbedingt mit dem vereinbar, was die betroffenen Personen mit ihrer Weiterbildung anstrebten. Zudem sei in Frankreich immer auch die Unterstützung des Vorgesetzten notwendig. In den letzten Jahren,



Foto: Dirk Frank

betonte die Soziologin, hätten sich die unterschiedlichen Systeme in beiden Ländern aber einander angenähert. Im Anschluss an den Vortrag wurden aus dem Publikum einige Nachfragen gestellt, auch zur Unterschiedlichkeit der Arbeitsmärkte. Dass in Frankreich viel weniger Ältere arbeiteten, ließe sich nicht von heute auf morgen ändern, so Bénédicte Zimmermann. Das Thema Fachkräftemangel sei erst mit einiger Verspätung in Frankreich angekommen, in Deutschland diskutiere man schon länger darüber. Auch bei diesem Thema werde die Weiterbildung wichtiger und mache einen gemeinsamen europäischen Weg notwendig. df

Die Alfred-Grosser-Gastprofessur für Bürgergesellschaftsforschung wurde 2009 auf Initiative der Deutsch-Französischen Gesellschaft von der Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main gestiftet. Mit dem Projekt sollen die Forschung und der öffentliche Diskurs über die Bürgergesellschaft am Standort Frankfurt vorgebracht und international sichtbar gemacht werden.

Mehr zur Alfred-Grosser-Gastprofessur unter
<https://tinygu.de/y10ZU>

Migrantischer Feminismus geht weiter!

Nachbericht zur Tagung

Vom 3. bis 4. November 2022 fand das Symposium „Migrantischer Feminismus geht weiter!“ in Frankfurt am Main statt. Ausgerichtet von Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Kultur und Migration an der Goethe-Universität, und Pinar Tuzcu, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur Soziologie der Diversität unter der besonderen Mitwirkung des Teams der Professur, baute das Symposium auf dem vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst (HMWK) 2018–2020 geförderten Forschungsprojekt „Migrantischer Feminismus in der deutschen Frauenbewegung, 1985–2000“ und das 2021 veröffentlichte gleichnamige Buch auf. Ein intergenerationaler Dialog zur Erinnerungspolitik und der gegenwärtigen Relevanz und Praxis des Migrantischen Feminismus in der deutschen Frauenbewegung stand im Zentrum der zweitägigen Veranstaltung, die mit einer kulturellen Auftaktveranstaltung am 3. November 2022 im Mousonturm Frankfurt am Main begann. Aktivist:innen der 1980er und 1990er Jahre und der jüngeren Generation wie Behshid Najafi, Sara Bahadori, Kook-Nam Cho-Ruwwe, Noa Ha, Necla Açık, Sarya Ataç Nivedita Prasad, Christelle Nkwendja-Ngnoubamdjum führten ein engagiertes Gespräch zur Aktualität des Migrantischen Feminismus.

Am zweiten Tag war das Symposium an der Goethe-Universität Frankfurt auf drei Ebenen fokussiert: (a) auf den historischen Rückblick; (b) die gegenwärtige Relevanz und (c) auf Zukunftsvisionen des Migrantischen Feminismus. Dies wurde mit eingeladenen Aktivist:innen, Künstler:innen und Wissenschaftler:innen, die an der intersektionalen feministischen Bündnispolitik von migrierten, exilierten, jüdischen, Romnja und Schwarzen FLINTA (Frauen, Lesben, Intersexuelle, Nicht-binäre, Trans- und Agender) beteiligt sind, diskutiert. Neben der kritischen Auseinandersetzung mit der Relevanz für gegenwärtige intersektionale feministische Bündnisse standen Zukunftsvisionen und Perspektiven für die Schaffung von Räumen der politischen, ökonomischen und kulturellen Teilhabe sowie der Verwirklichung sozialer und transformativer Gerechtigkeit im Zentrum der Debatte. Das Symposium wurde aufgrund der Covid-Vorkehrungen auf 150 Teilnehmer:innen begrenzt und erfreute sich einer regen Teilnahme



von interessierten Studierenden und Wissenschaftler_innen vor Ort und bundesweit.

Begonnen wurde das Symposium mit Grußworten von Linda Kagerbauer (Referentin für Mädchenpolitik und Kultur im Frauenreferat der Stadt Frankfurt), Jamila Adamou (Referatsleiterin für Gender, Diversity, Migration und Integration in der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung), Bettina Kleiner (Leiterin des Cornelia Goethe Zentrum und Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Gender Studies und qualitative Methoden). Die Diskussion wurde eröffnet mit der Keynote von Umut Erel, Professorin für Soziologie an der The Open University, zu Methodologische Innovationen in der partizipatorischen Forschung mit Migrant_innenorganisationen in Großbritannien. Dem folgten drei Panel, die entlang von historischem Rückblick, Aktualität und Visionen des Migrantischen Feminismus organisiert waren.

Im ersten Panel zu „Eingedenken/Geschichte mit ‚Unterschieden‘ Schreiben“, moderiert von Ayşe Tekin, schauten Elizabeta Jonuz, Emine Şahinaz Emine Sahin Akalın, Hamide Sheer und Rosa Liccardo auf ihre Erfahrungen als Migrantinnen in der deutschen Frauenbewegung zurück und stellten ihr Engagement mit der politischen Selbstorganisation von Migrantinnen vor. Im zweiten Panel, moderiert von Jamila Adamou, unterhielten sich Malin Kundi und Eleonore Wiedenroth-Coulibaly über die Relevanz von *Wiedererzählung* mittels schriftlicher und visueller Zeitzugnisse wie z.B. Literatur, Poesie, Videokunst und Fotografie. Die Notwendigkeit der Dokumentation und der Wahrnehmung von lebendigen Archiven der Bündnispolitik von Schwarzen, jüdischen und migrantischen intersektionalen feministischen Netzwerken wurde so ausgelotet. Im dritten und letzten Panel „Migrantischer Feminismus Heute!!!“ von Pinar Tuzcu moderiert, gingen Bahareh Sharifi, Cana Bilir-Meier, Ana Lucia Migowski, Calcina Ogallo und Esther Kabati (Women in Exile) der Frage nach den Erkenntnissen und Errungenschaften des Migrantischen Feminismus für das Weiterdenken des intersektionalen Feminismus nach. Diese Auseinandersetzung wie die abschließende Keynote von Cathy Gelbin, Professorin für Filmstudien und der Germanistik an The University of Manchester, mit ihrem Vortrag *„Als Juden auffallende Personen: Mein Weg von Berlin (Ost) nach Berlin (West) und jenseits der Mauer“* eindringlich schilderte, verbinden die Erinnerungspolitik mit schmerzhaften Erfahrungen der Verbannung, des Exils und der schwierigen Aushandlungen von Erfahrungswegen, die sich zwar durchkreuzen, aber auch auseinandergehen. Mit diesem Beitrag wurde die Geschichte des Migrantischen Feminismus und ihrer Bündnispolitik erneut auf die Verhandlung von unterschiedlichen historischen Erfahrungen des Exils, der Diaspora, der Flucht und der Migration zurückgeholt. Die Vielfalt des politischen und gesellschaftlichen Feldes des Migrantischen Feminismus wurde so erzählbar und sichtbar gemacht. Damit trug das Symposium „Migrantischer Feminismus geht weiter“ zu einer Stärkung eines generationenübergreifenden Dialogs, das die Möglichkeiten, aber auch Schwierigkeiten einer intersektionalen feministischen Solidarität betrachtet, bei.

Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Pinar Tuzcu, Dschihan Zamani

70. Geburtstag

Am 21. Februar 2023 jährt sich die Eröffnung des Studierendenhauses der Frankfurter Universität. Eine Ausstellung mit verschiedenen Veranstaltungen würdigt die Geschichte des weit über Frankfurt hinaus bekannten Gebäudes.

Am 21. Februar 1953 wurde das Studierendenhaus der Goethe-Universität eingeweiht: Rektor Max Horkheimer, US-Hochkommissar James B. Conant, Bundespräsident Theodor Heuss, Hessens Ministerpräsident Georg-August Zinn sowie der Oberbürgermeister Walter Kolb waren beim Festakt zugegen. Horkheimer sprach in seiner Einweihungsrede vom Haus zur „Entfaltung produktiver Phantasie“; er verband damit die Hoffnung, dass die akademische Jugend den „Umgang mit Menschen anderer Nationen, Religionen und Rassen [...], Liebe zum Denken und Forschen, zum Diskutieren, zur kreativen Muße [...], den Geist der realen und tätigen Demokratie praktiziert“.

Im Rahmen einer Ausstellung soll vom 22. Februar bis 5. März 2023 auf die Geschichte des von Otto Apel entworfenen Studierendenhauses geblickt werden. Ein Schwerpunkt, so die Ausstellungsmacher vom Offenen Haus der Kulturen, ist dabei die Entstehungsgeschichte in der unmittelbaren Nachkriegszeit: „als es galt, der braunen Vergangenheit mit amerikanischer Hilfe eine demokratische Zukunft entgegenzusetzen“. Es werde deutlich, dass es prominente Re-Migranten wie



Adorno und Horkheimer gewesen seien, die sich dafür eingesetzt hätten, dass der „Geist der Demokratie“ in Frankfurt einen zentralen Ort bekäme – und damit nicht unwesentlich befördert hätten, „dass sich Frankfurt zumindest zeitweise zu einer der progressivsten und spannendsten Städte Deutschlands entwickelte“. Es geht um die 50er, 60er und 70er Jahre, als das Studentenhaus erst zur Brutstätte avantgardistischer Kunst und dann zum Brennpunkt der gesellschaftlichen Revolte mit Bedeutung weit über Frankfurt hinaus geworden sei. Neben vielen noch unbekanntem Bildern und neuen Dokumenten umfasst die Ausstellung eine Audioinstallation der Künstlergruppe profikollektion mit Stimmen von Zeitzeugen aus sieben Jahrzehnten, darunter jene des Gründers des Verlags der Autoren und Schauspiel-Direktors Karl-Heinz-Braun oder des Filmemachers Malte Rauch. Weiter wird betont: „Und spätestens, wenn es um den berühmten

Tomatenwurf im Festsaal des Hauses geht, der als Fanal der (zweiten) Frauenbewegung in Deutschland gilt, wird deutlich, dass sich im Studierendenhaus Frankfurter und bundesdeutsche Geschichte abgespielt haben – nicht zuletzt immer mit Blick über den Tellerrand auf die Konflikte dieser Welt.“ Keinesfalls solle eine verklärende Rückschau im Fokus stehen: Vielmehr gehe es den Machern des Veranstaltungsprogramms darum, das Bestehende auf seine Brauchbarkeit für die Zukunft abzuklopfen. Gefragt werde: „Wo liegt heute, im Jahr des Paulskirchenjubiläums, da es um die Demokratie in der Welt nicht eben rosig bestellt ist, der Bedarf an einem ‚Haus der Demokratie‘? Welche kritischen Impulse kann das Studierendenhaus einen zweiten Frühling als Offenes Haus der Kulturen im Herzen des Kulturcampus setzen?“ Diese Fragen sollen im Rahmen einer Diskussion zur Ausstellungseröffnung erörtert werden. df

Ausstellungsdauer: 22. Februar – 5. März 2023

Eröffnungsprogramm: Mittwoch, 22. Februar,

18 Uhr: Ausstellungseröffnung mit Projektionen und musikalischer Begleitung

20 Uhr: Podiumsdiskussion zu Vergangenheit und Zukunft des Studierendenhauses

Im Anschluss Geburtstagsparty

Begleitende Publikation

frankfurter bauheft 01:

Vom Studierendenhaus zum Offenen Haus der Kulturen,

erschienen im Hamburger Schaff-Verlag.

Infos unter www.ohdk.de.

Rückfragen an: info@ohdk.de

Über Erzählungen eine gemeinsame Welt teilen

Der Politikwissenschaftler Dr. Nojang Khatami erforscht als Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften, wie die liberalen demokratischen Ordnungen mit einem stärkeren Ethos der Solidarität belebt werden können.

Uni Report: Herr Khatami, in Ihrem Forschungsprojekt beschäftigen Sie sich mit der Frage, wie man Fremdenfeindlichkeit eindämmen und Solidarität vor dem Hintergrund der Vielfalt fördern kann. Warum sind Ihrer Meinung nach neuere Ansätze erforderlich, die mit traditionellen Theorien und Methoden nicht ausreichend erklärt werden können?

Nojang Khatami: Zu den bekanntesten Ansätzen, die sich mit der Frage der Solidarität in von großer Vielfalt geprägten Gesellschaften befassen, gehören der Multikulturalismus, die deliberative Demokratietheorie sowie die Staatsbürgerschafts- und Migrationsstudien. Diese Ansätze betonen im Großen und Ganzen Normen wie Inklusion, Anpassung und Respekt vor der Vielfalt im Rahmen der Rechte und Pflichten, die Bürgerinnen und Bürger untereinander haben. Diese Theorien enthalten zwar wertvolle Einsichten, die häufig in Form von Normen und politischen Maßnahmen umgesetzt werden, doch sie alle neigen dazu, die Art und Weise zu übersehen – oder zumindest herunterzuspielen –, in der marginalisierte Bevölkerungsgruppen entmachtet oder dominiert bleiben können, selbst wenn sie formal als Teil des Demos einbezogen werden. Ich glaube, dass wir hier entscheidende Maßnahmen ergreifen müssen, um unsere liberalen demokratischen Ordnungen mit einem stärkeren Ethos der Solidarität zu erfüllen, indem wir die Bürger durch Erzählungen auf das Leben anderer einstimmen. Damit eine Demokratie gedeihen kann, müssen wir mit den Erzählungen vertraut sein, die die Identität derer konstituieren, mit denen wir zusammenleben: Das ist es, was der ästhetische Ansatz, der mir vorschwebt, hervorhebt. Die Erfahrung der Kunst bietet einen Raum der Transformation,

der von uns verlangt, dass wir uns selbst und die Menschen, mit denen wir zu tun haben, als multidimensionale, komplexe Wesen sehen, deren Überzeugungen, Schwachstellen und Identitäten von Bedeutung sind. Dieser Gedanke ist inspiriert von dem beredten Zeugnis der amerikanischen Schriftstellerin Toni Morrison darüber, wie das literarische Erzählen „Wege ermutigt, die Öffentlichkeit zu erfahren – in der Zeit, im Affekt, in einem gemeinschaftlichen Raum“. In diesem Sinne kann die Beachtung der Ästhetik dazu beitragen, kulturelle Unterschiede zu überwinden und Solidarität in einer Weise zu schaffen, die bestehende Ansätze ergänzt und vertieft.

Welche Länder oder Kulturen haben Sie im Sinn, wenn Sie von »tiefer Vielfalt« sprechen? Sind es (eher) westliche Länder, in denen die Einwanderung Fremdenfeindlichkeit schürt?

Wenn wir an Orte denken, die sich durch eine große Vielfalt auszeichnen, fallen uns wahrscheinlich als Erstes die multiethnischen Gesellschaften Westeuropas und Nordamerikas ein. Städte wie Frankfurt, Paris und London bis hin zu New York, Toronto und Los Angeles sind einige der herausragenden Zentren, in denen ein mitunter spannungsreiches Wechselspiel zwischen Geselligkeit und Fremdenfeindlichkeit herrscht. Dies sind in der Tat die wichtigsten Orte, an die ich denke, wenn ich Fragen der Vielfalt anspreche. Es ist jedoch hilfreich, sich daran zu erinnern, dass es in vielen anderen Teilen der Welt zahlreiche ethnische und sprachliche Unterschiede innerhalb der Nationen gibt, die nach Wegen zur Solidarität innerhalb verschiedener politischer Systeme verlangen. Ein Beispiel dafür ist ein Land wie Peru, in



Foto: Stephanie Wetzel

dem die Vielfalt ethnischer Identitäten zu Anfechtungen führt und Wege erfordert, um auf ethnische Ausgrenzung zu reagieren. Die Erkenntnisse, die aus einem ästhetischen Ansatz gewonnen werden, sollten daher einen größeren Anwendungsbereich haben, mit dem Vorbehalt, dass in jedem Fall der Kontext gewürdigt werden muss.

Sie wollen die politische Bedeutung von »künstlerischen Erzählungen« für Ihre Arbeit nutzen. Geht es dabei um biografische Zeugnisse oder auch um Erzählungen, wie sie sich im Kunstwerk selbst widerspiegeln? Können Sie ein Beispiel für eine künstlerische Erzählung nennen?

Der Bereich der Ästhetik ist sehr breit gefächert und kann alles umfassen, von visueller Kunst und Film bis hin zu Musik, Poesie, Literatur und vielen anderen Ausdrucksformen dazwischen. Obwohl ich mein Projekt im Laufe der Zeit auf mehr dieser Facetten ausdehnen möchte, interessiere ich mich besonders für Erzählformen, sowohl für fiktionale als auch für autobiografische Formen. Einige aussagekräftige Beispiele für Erstere sind die Werke zeitgenössischer Romanciers wie Elif Shafak, Esi Edugyan und Viet Thanh Nguyen. Auch Sachbücher und Zeitzeugenberichte hinterlassen oft einen starken Eindruck: die Memoiren von Schriftstellern wie Ta-Nehisi Coates und Behrouz Boochani zum Beispiel. Und dann gibt es noch Beispiele aus dem Bereich der Autofiktion, wie Ayad Akhtars „Homeland Elegies“. Unabhängig davon, welchem Genre diese Erzählformen angehören, besteht die wichtigste Gemeinsamkeit darin, dass sie den Bereich der Kultur

anzapfen, in dem Geschichten zirkulieren und weiter ausgetauscht werden. Erzählungen – ob poetisch, literarisch, als Zeugnisse oder in einer Mischung daraus – dienen dazu, eingefahrene Ansichten oder Vorurteile über diejenigen, mit denen wir eine gemeinsame Welt teilen, zu erschüttern und zu verkomplizieren. Der Schlüssel zu Respekt und Wertschätzung für das Leben anderer liegt meines Erachtens darin, sich auf die Vielfalt der Geschichten und Perspektiven im kulturellen Bereich einzulassen, um ein tieferes Verständnis für andere zu gewinnen. Diese Position mag mit dem Vorwurf der Naivität und des romantischen Denkens konfrontiert werden, aber sie ist weit entfernt von haltlosen Behauptungen oder bloßen Intuitionen. Es gibt eine ganze Reihe anspruchsvoller philosophischer Arbeiten sowie neuere Erkenntnisse aus der Moralpsychologie und den Kommunikationswissenschaften, die die Kraft von Geschichten unterstreichen, die Leser durch die Auseinandersetzung mit anderen Weltanschauungen zu verändern. Langfristig möchte ich herausfinden, wie diese Literaturen mit der Demokratietheorie verbunden werden können, um das politische Gebot der Solidarität zu erfüllen.

Eine Frage zu Ihrem Aufenthalt: Wie empfinden Sie Ihren Aufenthalt am Forschungskolleg, was gefällt Ihnen (besonders) daran?

Der Aufenthalt am Forschungskolleg Humanwissenschaften war in vielerlei Hinsicht belebend. Die Gespräche mit den Fellows in Residence sind ein echtes Vergnügen und etwas, auf das ich mich jede Woche freue, während die Kolloquien mit anderen Wissenschaftler*innen, die hier auf der Durchreise sind, einen willkommenen Einblick in die faszinierende Arbeit in andere Disziplinen bieten. Die umliegenden Wälder, die singenden Vögel und die leisen Schneefälle schaffen eine inspirierende Atmosphäre zum Nachdenken und Schreiben, und all dies zusammen hat bereits zu einer unvergesslichen Erfahrung geführt.

Fragen: Dirk Frank

Nojang Khatami folgt einer Einladung von Rainer Forst, Professor für Politische Theorie an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main, und dem an der Universität angesiedelten Justitia Centre for Advanced Studies, das von der Alfons und Gertrud Kassel-Stiftung gefördert wird.

Auslandsförderung

Informationen des Global Office zu Förderprogrammen für Auslandsaufenthalte

Kontakt für alle unten ausgeschriebenen Programme – sofern nicht anders vermerkt:

Global Office

E-Mail: outgoing@uni-frankfurt.de,
auslandspraktikum@uni-frankfurt.de,
promos@uni-frankfurt.de

Internet: www.uni-frankfurt.de/outgoing

Infoveranstaltungen zu Auslandsaufenthalten während des Studiums

Auf unserer Webseite finden Sie Aufzeichnungen von Infoveranstaltungen des Global Offices sowie einige Erfahrungsberichte von Studierenden, die während der International Week aufgezeichnet wurden:

www.uni-frankfurt.de/InternationalWeek

PROMOS – Förderung von kurzfristigen studienrelevanten Auslandsaufenthalten

Eine Bewerbung für eine Förderung kann für folgende Auslandsaufenthalte (weltweit) eingereicht werden: Studien- und Forschungsaufenthalte (1 bis 4 Monate), Praktika (6 Wochen bis 4 Monate), Sprachkurse (3 bis 8 Wochen), Fachkurse (2 bis 6 Wochen) und Studienreisen (bis 12 Tage), die zwischen Juli und Dezember 2023 beginnen. Die Bewerbenden müssen sich um Formalitäten bzgl. der Bewerbungs- und Zulassungsmodalitäten der ausländischen Gastinstitution selbstständig kümmern.

Kontakt/Bewerbungsstelle: Global Office (online)
Bewerbungsfrist: 12. Mai 2023

Informationen und Bewerbungsformulare:
www.uni-frankfurt.de/studyabroad/PROMOS

Australien: Hessen-Queensland-Austauschprogramm 2024

Im Rahmen des Hessen-Queensland-Programms können Studierende aller Fachrichtungen (Jura und Medizin: nur Studium von Randbereichen) ab Januar 2024 ein Semester/Trimester bei Studiengelderehlerlass an einer der Partnerhochschulen in Queensland studieren.

Kontakt und Bewerbung: Global Office
Bewerbungsschluss: voraussichtlich im Mai 2023
Informationen und Antragsformulare:
www.uni-frankfurt.de/studyabroad/australien

DAAD – Jahresstipendien

Der DAAD bietet Jahresstipendien für Studierende aller Fächer für das Studium an einer Hochschule eigener Wahl. Die Bewerber müssen sich um Formalitäten bzgl. der Bewerbungs- und Zulassungsmodalitäten der ausländischen Hochschule selbstständig kümmern.

Kontakt: Global Office
Bewerbungsstelle: DAAD
Bewerbungsfristen: länderabhängig
Informationen und Antragsformulare:
www.daad.de

ERASMUS+ (Praktika) für Studierende und Graduierte

Das EU-Programm ERASMUS+ Praktika fördert obligatorische und freiwillige Auslandspraktika (min. 2 Monate/60 Tage) in den Erasmus-Teilnahmeländern. Auch Graduierte können sich bewerben.

Kontakt und Bewerbung: Global Office (online)
Bewerbungsschluss: fortlaufend, spätestens 1 Monat vor Praktikumsbeginn/Weitere Informationen, Programm Voraussetzungen und Bewerbungsformular:
www.uni-frankfurt.de/Auslandspraktikum/Erasmus

»Die Geister des Hauses sind auch nach vielen Umbauten und Renovierungen noch hier«

Die Künstlerin Laura J. Padgett, Dozierende im Fach Theater-, Film- und Medienwissenschaft, möchte das IG Farben-Haus und den Campus Westend in ihrer historischen Vielschichtigkeit fotografisch erkunden.

Das IG Farben-Haus, entworfen von Hans Poelzig, gehört sicherlich zu den meistfotografierten Motiven in Frankfurt. Die bewegte Geschichte des monumental wirkenden Gebäudes, als Zentralverwaltung des IG Farben-Konzerns, später als Sitz der amerikanischen Militärverwaltung und seit 2001 Teil des neu entstandenen Campus Westend der Goethe-Universität, zieht immer noch die Blicke auf sich. Unzählige Fotografen dürften das Gebäude von innen und außen verewigt haben, kaum ein Winkel des riesigen Poelzig-Baus dürfte noch nicht abgelichtet worden sein. Doch das schreckt die Künstlerin und Filmwissenschaftlerin Laura J. Padgett, gebürtige Amerikanerin und seit vielen Jahren in Deutschland zu Hause, nicht ab: Sie möchte in einem groß angelegten, über mehrere Jahre laufenden Projekt die geschichtlichen Dimensionen des Hauses und anderer benachbarter Orte auf dem Campus freilegen: „Es ist kein museales Gebäude, dessen Vergangenheit einfach vorbei ist.

Auch wenn man das Gebäude als Monument verstehen kann. Die Geschichte des Hauses prägt auch uns in unserer Gegenwart noch. Das möchte ich in meinen Fotografien zeigen. Doch dafür benötige ich noch viel Recherche, ich muss mich dem Gegenstand langsam nähern“, erklärt Padgett. Schnappschüsse mit dem Handy werden für Padgett der Tiefendimension eines Objektes nicht gerecht: „Ich lehne diese Art des schnellebigen Fotografierens natürlich nicht ab. Aber mein Ansatz ist ein ganz anderer: Ich möchte, dass man sich sowohl für das Entstehen, aber auch für das Betrachten einer Fotografie Zeit nimmt.“ Padgett erklärt, dass sie nicht auf ‚frontale‘ Weise auf das Gebäude zugehen möchte; sie nähert sich ihren Gegenständen lieber von der Seite, um die Geschichte zu erkunden. „Die Geister des Hauses, wenn man so will, sind auch nach vielen Umbauten und Renovierungen noch hier“, sagt sie. Das kann auch mal ein Wort an der Tafel eines Seminarraums sein, das vergessen wurde,



Laura J. Padgett bei ersten »Probeschüssen« im und am IG Farben-Haus. Foto: Dirk Frank

wegzuwischen. „Diese Zufälle gehören manchmal dazu. Aber in meiner Fotografie selber ist nichts zufällig“, betont die Künstlerin, die gerade auf eine zu Ende gegangene Ausstellung im Frankfurter Dommuseum zurückschauen kann. Zwischen 2019 und 2021 begab sich Laura J. Padgett auf die Spuren des Graphikers Hans Leistikows in der Frankfurter Westend-Synagoge. 1910 eröffnet, erlebte die Synagoge Zerstörung im NS, Wiederaufbau und Rekonstruktion. Die Geschichte hat sich in das Gebäude eingeschrie-

ben. Die fotografische Serie „Regenerating Permanence“ macht die Gegenwart all dieser Phasen sichtbar. Eine Auswahl der Motive wurde bis Ende Januar zur Leistikow-Ausstellung im Dommuseum gezeigt, einige davon werden bald im Jüdischen Museum zu sehen sein. df

Polyphone Angst und Verwirrung

Mit ihrem literarischen Debüt »Kangal« hat die Frankfurter Literaturwissenschaftlerin Anna Yeliz Schentke eine erstaunliche Resonanz im Literaturbetrieb geerntet. In ihrem Roman lotet sie die seismographischen Erschütterungen aus, die der missglückte Putschversuch 2016 in der Türkei auf ein Netzwerk von jungen Menschen hat.

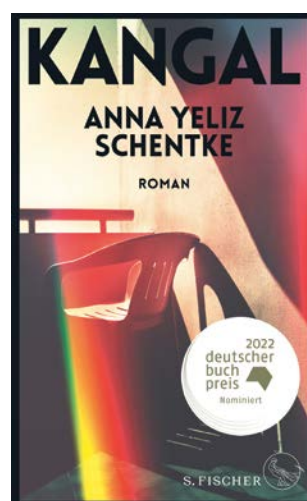
Wenn man Anna Yeliz Schentke nach der Entstehung ihres Romandebüts fragt, kann sie selber den überraschenden Erfolg ihres Erstlings kaum erklären: Die 1990 in Frankfurt geborene Literaturwissenschaftlerin hatte sich, erzählt sie hemdsärmelig, für einen Schreibworkshop angemeldet. Plötzlich musste sie sehr schnell etwas liefern, im Workshop sollten nämlich Texte der Teilnehmenden besprochen werden.: „Der Schreibworkshop von Lennart Loß war wirklich so etwas wie eine Initialzündung für mich“, erzählt Schentke. Der Druck, etwas schreiben zu müssen, habe wohl etwas in ihr bewirkt und freigesetzt. „Ich wusste vorher nicht, dass Literatur für mich ein Weg des ästhetischen Ausdrucks sein kann. Ein zweiter Schreibworkshop bei der Jürgen-Ponto-Stiftung war für mich sehr prägend. Die Leitung des Workshops dort hatten Judith Kuckardt und Joachim Helfer, beides Autor*innen. Es war schon faszinierend, mit anderen Teilnehmenden des Kurses, die ich überhaupt nicht kannte, über meinen Text in ein intensives Gespräch zu kommen. Ich kannte das vorher überhaupt nicht, möchte es aber jetzt definitiv nicht mehr missen.“ Aus einem anfänglichen Zweiseiter wurden im Workshop dann zehn Seiten – dann hatte sie auch schon den Vertrag mit einem angesehenen Verlag in der Tasche. Ein geradezu traumwandlerischer Einstieg in den Literaturbetrieb für eine junge Frau, die vorher noch nichts Literarisches zu Papier gebracht hatte.

Im Visier eines autoritären Regimes

„Kangal“ wartet mit einer modernen Konstruktion auf: Es gibt keinen auktorialen Erzähler, stattdessen wechseln sich drei Stimmen von jungen türkischen beziehungsweise türkischstämmigen Menschen nahezu Übergangslos ab. In der Türkei ist der Putschversuch gerade niedergeschlagen worden. Kritiker der sich zunehmend autoritär gebärdenden Erdogan-Regierung müssen fürchten, verhaftet zu werden. Auch der digitale Austausch gestaltet sich zunehmend schwierig, man hüllt sich besser in Schweigen, selbst in intimsten Situationen. Dilek, die Hauptfigur des Romans, hat unter dem Pseudonym



Foto: Robert Schittko



„Kangal“ regierungskritische Posts veröffentlicht. Aus Angst, in die Fänge der Polizei zu geraten, flüchtet sie Hals über Kopf mit dem Flieger nach Deutschland, wo sie Familienangehörige hat. Ihren Freund Tekin lässt sie zurück, nimmt Kontakt zu ihrer Cousine Aylin auf. Doch die familiäre Bande steht ganz im Zeichen der Erschütterungen, die das autoritäre Regime Erdogans selbst im fernen Deutschland hinterlässt. Wie gefährlich ist das Leben in der Türkei, aber wie sicher ist das Leben noch in Deutschland?

Bewusste Uneindeutigkeiten

Wie ist Anna Yeliz Schentke überhaupt auf das Thema gekommen? „Als ich einen Text verfassen musste für den Workshop, habe ich mich gerade mit diesem Thema auseinandergesetzt. Mich hat an den Nachwirkungen des Putschversuches vor allem interessiert, wie Menschen in Deutschland, ob mit oder ohne Familie in der Türkei, damit umgehen:

in ihren Empfindungen und Beziehungen. Ich wollte keine politischen Strömungen nennen, mir ging es um das Private“, erklärt Schentke. Ihr Roman, der auf eine zentrale Vermittlungsinstanz verzichtet, lässt viele Leerstellen, die Leser*innen müssen sich aus dem sich überlagernden und überschneidenden Zusammenspiel der drei Stimmen einiges selbst erschließen. Nicht alles lässt sich (er-)klären, die Uneindeutigkeiten versteht Anna Yeliz Schentke auch als eine Annäherung an eine komplexe und oft unzugängliche Realität. Versteht sie sich als politische Autorin? „In dem Sinne, dass ich Konflikte aufzeigen möchte, ohne Positionen und Haltungen eindeutig zu beziehen, schon.“

Der Literaturbetrieb als Forschungsthema

Zahlreiche Lesungen hat sie mittlerweile mit ihrem Roman bestritten. Die ohnehin für eine Literaturwissenschaftlerin gewöhnungsbedürftige Rolle als Schriftstellerin erhält dadurch noch eine besondere Note, dass sich Schentke in ihrer Forschung auch mit der Autor-Persona und der öffentlichen Darstellung von Autor-Figuren beschäftigt hat. „Wo und wie verortet man sich als Autorin, ja muss man sich überhaupt irgendwo verorten? Solche Fragen beschäftigen mich schon. Ich versuche, eine Trennung von Autorin und Literaturwissenschaftlerin vorzunehmen.“ Schentke promoviert an der Goethe-Universität zum Thema „Posting als literarische Form“, hier berührt ihre Forschung das immer wichtiger werdende Feld der Digitalität in Sprache und Literatur. Ihre Mitarbeiterstelle ist bei Prof. Susanne Komfort-Hein in den Frankfurter Poetikvorlesungen verankert. „Das ist ein echter Glücksfall, ich habe mich bereits in meinem Studium schon sehr für die Poetikdozenten interessiert.“ Gespannt ist sie schon auf den Büchner-Preisträger Clemens J. Setz, der im kommenden Sommersemester zu Gast sein wird. Gemeinsam mit Prof. Heinz Drügh und Maximilian Koch wird sie dann ein Seminar zu Clemens Setz' Poetik leiten. Und wie geht's bei ihr weiter, darf man sich schon auf ein neues Werk aus ihrer Feder freuen? Da hält sich Anna Yeliz Schentke noch etwas bedeckt, kann aber zumindest schon bestätigen, dass es einen neuen Roman geben wird. df

Auch Tiere trauern und zeigen Mitgefühl

Philosophin Martha Nussbaum über die Ähnlichkeit von Emotionen bei Menschen und anderen Tieren, die Inspiration zu ihrem neuen Buch *Gerechtigkeit für Tiere* und Donald Trump

Lisa Czelnik: Die Bedeutung von Emotionen kann als eines der zentralen Themen in einem Großteil Ihrer Arbeit angesehen werden. Natürlich hat sich Ihr Ansatz im Laufe der Zeit weiterentwickelt, doch ist die Zuschreibung des Attributs kognitiv mit Blick auf Emotionen eine hervorzuhebende Konstante geblieben. Können Sie näher erläutern, was genau Sie damit meinen?

Martha Nussbaum: Ich verwende das Wort so, wie es von Biologen üblicherweise verwendet wird. *Kognitiv* meint hier sich mit Aufnahme und Verarbeitung von Informationen befassend. In der Biologie ist sich die Forschung inzwischen einig, dass sich Emotionen bei Tieren als Möglichkeiten entwickelt haben, Informationen zu wichtigen Zielen und Projekten auszutauschen. Die hier wegweisende Arbeit von Anthony Damasio im Bereich der Neurowissenschaften zeigt, dass Menschen, deren Gehirn insofern geschädigt ist, als dass sie keine Emotionen empfinden, in Tests immer noch eine hohe Intelligenz aufweisen können – jedoch können sie sich auf keine Ziele beziehen und nicht entscheiden, was sie tun sollen. Ohne das Empfinden von Angst wären wir beispielsweise alle tot.

Sie sind der Ansicht, dass einige Emotionen in bestimmten Fällen, beispielsweise bei Säuglingen, der Sprache vorausgehen – im Laufe des Lebens aber durch dieselbe gefärbt und geformt werden. Das weist auf eine kraftvolle Verbindung hin und könnte, wenn ich Sie richtig verstehe, gleichzeitig als ein Argument für das Aufkommen von Emotionen bei Tieren gelten?

Ja, Emotionen gibt es schon sehr früh im menschlichen Leben – nicht nur Angst, sondern auch Liebe, Wut, Neid und andere. Die Trauer kommt etwas später, wenn die Realität des Todes verstanden wird. Mitgefühl erfordert Verständnis für das Leiden anderer. All diese Emotionen finden sich auch im Leben anderer Tiere, wie Frans de Waal in seinem brillanten neuen Buch *MOMMA'S LAST HUG* zeigt. Im menschlichen Leben werden Emotionen durch Sprache und soziale

Normen, aber auch durch andere Formen der symbolischen Aktivität wie Musik und bildende Kunst geprägt. Zurzeit schreibe ich ein Buch darüber, wie Musik Menschen nach einem Krieg zusammenbringen kann, um zu trauern und neue Projekte der Versöhnung zu schaffen.

In letzter Zeit beschäftigen Sie sich verstärkt mit Tierethik – welche Bedeutung messen Sie diesem Thema in Ihrem Gesamtkonzept und Lebenswerk zum guten Leben bei? Welche Anknüpfungspunkte sehen Sie zu anderen Tierethiken und wie grenzen Sie sich von diesen ab?

Mein neues Buch *Gerechtigkeit für Tiere: Unsere kollektive Verantwortung*, in Deutsch erschienen

alles daran zu setzen, dass es ihrem Engagement würdig erscheint und ihre Arbeit auf diese Weise am Leben erhalten wird. Ein großer Teil des Buches ist eine Konfrontation zwischen meiner eigenen Theorie der Tiergerechtigkeit, die auf meiner Version des Capabilities Approach basiert und drei anderen prominenten Ansätzen: einem anthropozentrischen Ansatz, der auf der Idee einer „Leiter der Natur“ basiert, dem utilitaristischen Ansatz und Christine Korsgaards kantianischem Ansatz. Ich versuche zu zeigen, dass man sich auf die gesamte Lebensform des Tieres konzentrieren muss, nicht nur auf den Schmerz, und dass man jedes tierische Leben als das respektieren muss, was es ist,

Planeten wieder und müssen nach Wegen suchen, um zu leben und hoffentlich gut zu leben. Jedes Tier hat eine andere Nische in der Welt und andere Strategien, um zu gedeihen, aber es gibt sehr allgemeine Ähnlichkeiten. Alle Tiere (uns eingeschlossen) streben nach Leben, nach Gesundheit, nach der Unversehrtheit des Körpers, nach dem Gebrauch der Sinne und der Vorstellungskraft; alle streben nach emotionaler Gesundheit; alle versuchen, ihren eigenen Weg durch die Welt zu wählen; alle streben nach Verbindungen mit anderen Lebewesen, sowohl derselben als auch anderer Arten; alle streben nach einer guten Beziehung zur Natur; alle spielen gerne und genießen die Freizeit; und alle streben nach verschiedenen Formen der Kontrolle über ihre materielle und soziale Umgebung. Wie Sie feststellen werden, sind dies die großen Rubriken meiner bekannten Liste des Capability Approach. Aber natürlich gibt es auf einer spezifischeren Ebene viele Unterschiede. Einige Tiere verfügen über Sinne, die uns fehlen, beispielsweise die Fähigkeit, mithilfe von Magnetfeldern zu navigieren oder die Fähigkeit, das Innere eines Objekts durch Echoortung wahrzunehmen. Und ich glaube, dass es auch emotionale Unterschiede gibt. Aber nur auf einer sehr spezifischen Ebene. Die meisten der wichtigsten Emotionen spielen im Leben von Tieren eine Rolle – einschließlich Trauer und Mitgefühl, wie wir jetzt wissen.

Zum Abschluss eine Frage, die sich leicht außerhalb der Tierthematik befindet: Wie schätzen Sie Trumps Effektivität und seine Chancen bei den Wahlen 2024 ein?

Trump hat in Bezug auf Covid ein Chaos angerichtet und ist darin gescheitert, irgendetwas zu erreichen. Seine Besessenheit von seinem Ego und der Vergeltung an seinen Feinden hat sich als katastrophal erwiesen, und seine Wahlverweigerung hat die Republikaner bei den letzten Wahlen teuer zu stehen kommen. Ich glaube nicht, dass er die Nominierung der Republikaner

gewinnen wird. Ich bin auch nicht mit den anderen Kandidaten einverstanden (De Santis, Pence), aber sie sind normaler und gesetzes-treuer. Ich würde es gerne sehen, wenn sie Liz Cheney nominieren würden, ich verehere sie, obwohl ich auch mit ihr nicht einverstanden bin. Aber ich glaube, das ist unwahrscheinlich. Ich denke, wenn Trump nicht nominiert wird, wird er als Unabhängiger kandidieren und damit die Republikaner dem Untergang weihen.

Fragen: Lisa M. Czelnik



Martha Nussbaum ist Philosophin und Professorin für Rechtswissenschaften und Ethik an der University of Chicago. 2013 nahm sie die Dagmar Westberg-Stiftungsprofessur an der Goethe-Universität wahr. Foto: Goethe-Universität

bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, ist ab Januar 2023 auf dem Markt erhältlich. Inspiriert wurde das Buch durch das tiefe Engagement meiner Tochter für das Wohlergehen der Tiere. Sie war Anwältin einer Nichtregierungsorganisation, die sich für die Rechte von Tieren einsetzt. Durch ihre Arbeit lernte ich viel über diese Themen und ich war bereits dabei das Buch zu schreiben, als sie tragischer Weise im Alter von nur siebenundvierzig Jahren verstarb. Meine Art und Weise, diesen schrecklichen Verlust zu betrauern, bestand also darin, mich noch stärker in das Buch zu vertiefen und

und nicht, weil es unserem eigenen gleicht oder nicht gleicht.

In diesem Rahmen beziehen Sie auch Ihr Verständnis von Emotionen auf Tiere, was heutzutage glücklicherweise zunehmend in der Gesellschaft anerkannt und akzeptiert wird – gibt es in Ihrer Forschung generell bemerkenswerte Unterschiede zwischen Menschen und anderen Tieren oder könnte man sagen, dass die Bedeutung von Emotionen im Leben dieser beiden Gruppen vergleichbar ist?

Der Mensch ist ein Tier, und wie auch die anderen Tiere finden wir uns auf einem ziemlich feindlichen

Über die Interviewerin

„Ich weiß nicht was das Morgen bringt, aber ihm stets mit einem hoffnungsvollen Glauben an das Gute lebensbejahend entgegenzublicken – das konnte ich mir in meinem bisherigen Studium und Leben zu eigen machen.“ Diese von dem Philosophen William James geprägte Weltanschauung führte die Masterstudentin Lisa Czelnik im November 2022 mit der FAZ nach Rom. Dort interviewte sie Prof. Martha Nussbaum kurz vor der Preisverleihung der Balzan Stiftung in Rom, wo die amerikanische Philosophin den Preis für ihr moralphilosophisches Wirken erhielt. Lisa M. Czelnik studiert gegenwärtig Religionsphilosophie an der Goethe-Universität. Während ihres Grundstudiums der Philosophie und Germanistik an der TU Darmstadt traf sie auf den Frankfurter Religionsphilosophen Prof. Dr. Thomas Schmidt. Nach Abschluss ihres Bachelorstudiums folgte sie ihm nach Frankfurt. „Die Verbindung von Philosophie, Religionswissenschaft und Theologie bietet hier eine einzigartige Interdisziplinarität und die Möglichkeit, sich von sehr unterschiedlichen Seiten und Ansätzen wissenschaftlich, aber auch persönlich, inspirieren zu lassen. Zusätzlich dazu zeigt mir auch die enge Zusammenarbeit mit den Lehrenden, dass die Wahl des Studiengangs Religionsphilosophie für mich die richtige war.“

Erfinder des UniReport: Klaus Viedebantt feiert 80. Geburtstag



Klaus Viedebantt mit dem »neuen« UniReport (2018). Foto: Dettmar

Sein Dienstantritt fällt in eine bewegte Zeit: Student Klaus Viedebantt wird Ende 1967 vom damaligen Unirektor Walter Ruegg zum Pressereferenten der Universität ernannt. Seine alten Mitstreiter beim AstA zeigen sich nicht gerade erfreut über diesen Seitenwechsel, berichtet Viedebantt 50 Jahre später beim Besuch der UniReport-Redaktion. Als „wohlwollender Chronist“ sieht er sich rückblickend

in einer Zeit, in der Frankfurt neben Berlin zum Zentrum der deutschen Studentenproteste und der Gegenkultur avanciert. Sein Büro befindet sich im Jahre 1968 im Jügelhaus direkt über dem Eingang, sodass Viedebantt immer mitten im Geschehen ist, auch bei der spektakulären „Umbenennung“ der Uni in Karl-Marx-Universität. In dem Jahr bringt er auch die Universitätszeitung UniReport,

eine der ersten ihrer Art im deutschsprachigen Raum, auf den Weg. Viedebantt promoviert schließlich an der Goethe-Universität in der Volkskunde und tritt 1974 in die Lokalredaktion der FAZ ein. Anfang der 90er Jahre koordiniert er die publizistischen Aktivitäten des FAZ-Verlages in den neuen Bundesländern und leitet schließlich die Lehr- und Journalredaktion des Blattes. Bei der ZEIT

wird er einige Jahre das Reisesort leiten; Bücher hat der leidenschaftlich Reisende u.a. über Kanada geschrieben. Das Büro PR & Kommunikation und die Redaktion des UniReport gratulieren Klaus Viedebantt herzlich zum 80. Geburtstag und wünschen ihm noch viele Jahre mit spannenden Beobachtungen auf fernen und nahen Reisen!

df

Bundesweite Promovierendenstudie Nacaps geht in die nächste Runde: Teilnahme erwünscht!

Die Goethe-Universität ist Partnerhochschule der Nacaps-Studie des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW). Nacaps steht für „National Academics Panel Study“ und ist eine bundesweite Längsschnittstudie über Promovierende und Promovierte. Nacaps erhebt umfassende Informationen zu Promotionsbedingungen und -erfolgen, Karriereabsichten und Karriereverläufen sowie zu allgemeinen Lebensbedingungen von Promovierenden und Promovierten. Erste Ergebnisse der Befragungen 2019 und 2021 finden Sie im Datenportal des Projektes unter www.nacaps-datenportal.de. Weitere Schwerpunktauswertungen zu Themen wie #IchBinHanna, Finanzierung, Beschäftigung oder Gesundheit Promovierender sowie die Presseresonanz auf die Studie finden Sie unter https://www.nacaps.de/studie/index_html#ergebnisse.

Die Ergebnisse der Studie

- fließen in wissenschaftliche Publikationen ein,
- werden von den teilnehmenden Hochschulen genutzt, um ihre Angebote zu optimieren und eine bestmögliche Betreuung zu gewährleisten
- und dienen als Basis für die politische Berichterstattung, wie z. B. den vierjährlich erscheinenden „Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs“ (BuWiN).

Konzeptuelle und ethische Fragen in der Forschung an Betroffenen-Erzählungen über Gewalt- und Machtmissbrauchserfahrungen

Ein weiterer Workshop des Potenzialfelds »Macht und Missbrauch« bringt internationale Forschung ins interdisziplinäre Gespräch.

Ein weiterer internationaler Workshop, diesmal zu den Erzählstrategien zwischen Faktualität und Fiktionalität, führte die bereits am 3. und 4. November begonnenen interdisziplinäre Forschungsdiskussion rund um Erzählungen von Gewalterlebnissen fort. Im Zentrum standen dabei die verschiedenen Sprachformen, die Überlebendenerzählungen annehmen und die Frage, welche Erkenntnisse sie für die Erforschung von Gewalt und Missbrauch bereithalten.

Der zweite Workshop am 8. und 9. Dezember versammelte nun, erneut moderiert von den InitiatorInnen Prof. Dr. Sabine Andresen und Prof. Dr. Christof Mandry und verstärkt durch Dr. Doris Reisinger, Forschende aus den USA, Deutschland, Österreich, Schweiz, Litauen, Norwegen, Israel, Großbritannien und Norwegen. Die Bandbreite der vertretenen fachlichen Perspektiven reichte von den Sozial-, Literatur- und Geschichtswissenschaften bis zur Theologie und Psychologie. Im Zentrum standen diesmal konzeptuelle und ethische Fragestellungen zu Faktizität und Fiktionalität in Gewalterzählungen. Prof. Lucy Delap aus Cambridge befasste sich in ihrer Keynote am Abend des 8. Dezember mit der anonymen Bestseller-Autobiographie „A Cornish Wail's Story“. Mithilfe der von Carol Gilligan entwickelten Methode ging sie der Frage nach, welche Rolle große Zeitabstände in der Erzählung



Die Teilnahme von Promovierenden an der Befragung prägt somit zukünftige Entscheidungen, die für den sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchs relevant sind.

Appell an die Promovierenden: Nehmen Sie teil!

In Frankfurt wird die Umfrage durch GRADE (Goethe Research Academy for Early Career Researchers) koordiniert. Ende Februar 2023 werden Promovierende eingeladen, die in den vergangenen zwei Jahren registriert worden sind, an der Studie teilzunehmen. Auch vermeintlich ungewöhnliche Wege zur oder während der Promotion oder eine zwischenzeitliche Aufgabe der Arbeit an der Dissertation sollte niemanden von der Teilnahme abhalten, denn nur durch eine

möglichst breite Beteiligung kann ein vollständiges Bild der Promotionslandschaft gezeichnet werden. Das gilt auch für diejenigen, die nur für die Promotion nach Deutschland gekommen sind bzw. nach der Promotion Deutschland verlassen möchten. Der Appell an die Promovierenden gilt: Unterstützen Sie dieses Forschungsprojekt – kollegial – mit Ihrer Teilnahme!

„Wenn Sie eine Einladung bekommen, möchten wir Sie ermuntern, daran teilzunehmen!“ Mit dieser Bitte wendet sich Dr. Sybille Küster, Geschäftsführerin von GRADE, an die Promovierenden der Goethe-Universität: „Die Nacaps-Studie schafft eine valide empirische Grundlage hinsichtlich der Situation junger Wissenschaftler*innen und deren Karriereverläufe, die für unsere qualitätsgesicherte Programmentwicklung von großem Wert ist und uns auf hervorragende Weise dabei unterstützt, unser Ziel der bestmöglichen Förderung der Early Career Researchers zu erreichen.“

Moritz Hoffmann, GRADE

Weitere Informationen zur Studie unter www.nacaps.de sowie auf den GRADE-Webseiten unter <https://tinygu.de/Nacaps-2023>



von Gewalterfahrungen spielen. Dabei beleuchtete sie auch den Einfluss von asymmetrischen Geschlechter- und Klassenverhältnissen – sowohl auf der Erzählebene als auch in der Publikationsgeschichte des Buches. Dr. Andrea Pohling, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich für Erziehungswissenschaft der Goethe-Universität, hielt die erste Keynote am zweiten Konferenztag. Anhand von zwölf biographisch-narrativen Interviews mit Betroffenen sexuellen Kindesmissbrauchs zeigte sie die enge Verflechtung von Subjekt, Biographie und Diskurs auf: Bearbeitungspraktiken, Artikulationsmodi und die Positionierung im Diskurs sind gleichermaßen und untrennbar Teil des Prozesses, den Betroffene vom Gewalterleben bis zum Sprechen über erlebte Gewalt durchleben. Die letzte Keynote hielt Prof. Hille Haker von der Loyola University in Chicago. Anhand von Uwe Johnsons Erzählung Osterwasser,

die biographische Elemente enthält, entfaltete sie einen Vortrag über die Spannung zwischen Fakt und Fiktion. Neben der Komplexität von Repräsentation, Mimesis, Präfiguration und Refiguration in fiktionalen Gewalterzählungen stellte sie auch Scham als zentrales Motiv von Gewalterzählungen in den Fokus und entwarf sie als eine komplexe moralische Beziehung zwischen Schande, Reue und Scheu.

Zu den übergreifenden Themen des Workshops gehörte neben Scham die Frage nach den Erzählperspektiven und der narrativen Autonomie insbesondere marginalisierter Gewaltüberlebender und deren Rückwirkung auf Sprachfähigkeit. Hier wurden Überschneidungen mit Vorträgen aus dem ersten Workshop sichtbar, die einen vielversprechenden Blick voraus auf die geplante Veröffentlichung der Tagungsbeiträge werfen.

Impressum

Herausgeber

Der Präsident der Goethe-Universität
Frankfurt am Main
V.i.S.d.P. Dr. Olaf Kaltenborn (ok)

Redaktion

Dr. Dirk Frank (df)
frank@pww.uni-frankfurt.de

Büro für PR & Kommunikation

Theodor-W.-Adorno-Platz 1
60323 Frankfurt am Main
Fax (069) 798-763 12531
uniereport@uni-frankfurt.de
www.uni-frankfurt.de

Mitarbeiter:innen dieser Ausgabe

Dr. Larissa Tetsch, Pia Barth,
Dr. Anke Sauter, Dr. Stefanie Hense,
Imke Folkerts

Anzeigenverwaltung

CAMPUSERVICE
Axel Kröcker
Rossertstr. 2
60323 Frankfurt am Main
Telefon (069) 715857-124
Fax (069) 715857-20
akr@uni-frankfurt.campuservice.de

Gestaltung

Peter Kiefer Mediendesign, Frankfurt
Konzept: Nina Ludwig M. A.,
Goethe-Universität Frankfurt

Korrektorat

Astrid Hainich, Bonn

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei
Druckzentrum Mörfelden
Kurfürstenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf

Vertrieb

Büro für PR & Kommunikation
Theodor-W.-Adorno-Platz 1
60323 Frankfurt am Main
Telefon (069) 798-12472

Der UniReport ist unentgeltlich. Für die Mitglieder der VFF ist der Versandpreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder. Der UniReport erscheint in der Regel sechs Mal pro Jahr. Die Auflage von 15 000 Exemplaren wird an die Mitglieder der Universität Frankfurt verteilt. Für unverlangt eingesandte Artikel und Fotos wird keine Gewähr übernommen. Die Redaktion behält sich Kürzungen und Angleichungen an redaktionelle Standards vor. Urheber, die nicht erreicht werden konnten, werden wegen nachträglicher Rechteabgeltung um Nachricht gebeten.



Tenure-Track-Professur: »Kulturwandel« vonnöten?

Die Tenure-Track-Professur hat unbestritten viele Potenziale. Doch wie könnte sie noch besser in das deutsche Wissenschaftssystem implementiert werden, wie könnte eine Weiterentwicklung der Personalstrukturen im Wissenschaftssystem aussehen? Dr. Nicole Thaller hat gemeinsam mit Kolleg*innen aus dem »Tenure-Track-Netzwerk« darüber nachgedacht und ihre Ideen in einem viel beachteten Beitrag der DUZ veröffentlicht.

UniReport: Frau Dr. Thaller, welche Erfahrungen aus dem Tenure-Track-Netzwerk sind in den DUZ-Beitrag eingeflossen?

Nicole Thaller: Das Netzwerk ist entstanden aus der Initiative der Universitäten Jena, Frankfurt, Freiburg, Mainz und Hannover sowie der U15, die im September 2020 gemeinsam die Tenure-Track-Tagung „Die Tenure-Track-Professur – Impulsgeberin für das deutsche Wissenschaftssystem“ in Berlin ausgerichtet haben. Innerhalb des Netzwerkes werden unterschiedliche Fragestellungen und Themen in AGs behandelt: Neben der von mir koordinierten AG3 zu „Die internationale Attraktivität der Tenure-Track-Professur“ gibt es noch die AG1 zur „Potenzialanalyse, Leistungsindikatoren und Qualitätssicherung“, die AG2 zur „Begleitung und Weiterqualifizierung von Tenure-Track-Professor*innen“ sowie die AG4 „Die Weiterentwicklung der akademischen Personalstruktur und Karriereperspektiven in der Wissenschaft jenseits der Professur“. Derzeit hat das Netzwerk rund 100 Mitglieder an ca. 40 Universitäten, die alle aus dem Wissenschaftsmanagement kommen und über eine fachliche Expertise zu den Themen des Netzwerkes verfügen. Wir haben einen regelmäßigen Austausch, vernetzen uns beim jährlichen Netzwerktreffen. Wir erarbeiten gemeinsam Inhalte bei unseren Treffen, die dann für die Hochschulöffentlichkeit sichtbar sind: Neben dem DUZ-Artikel wäre auch noch der im Themenheft „Tenure-Track-Professur und akademische Karrierewege“ der Zeitschrift „Personal- und Organisationsentwicklung in Einrichtungen in Lehre und Forschung“ erschienene Artikel „Internationale Attraktivität der deutschen Tenure Track-Professur – Geeignetes Rekrutierungstool für internationale Bewerber*innen?“ zu erwähnen.

(Open Access: <https://www.universitaetsverlagwebler.de/poe>).

Warum ist der Wechsel an eine andere Uni in der Karriere eigentlich ein Problem: Nach Erlangung einer Lebenszeitprofessur könnte der*die frühere Tenure-Track-Professor*in immer noch wechseln?

Ein Blick in die internationale Wissenschaftslandschaft zeigt, dass die lange Phase der Unsicherheit bei einer wissenschaftlichen Karriere im internationalen Vergleich zumindest erklärungsbedürftig ist. Da Deutschland im Wettbewerb um die für die Wissenschaft geeignetsten Köpfe steht, könnte es die Attraktivität steigern, frühzeitiger Perspektiven zu bieten. Mit der Einführung und Implementierung der Tenure-Track-Professur werden Ziele, wie sie auch im Bund-Länder-Programm zur „Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses“ formuliert wurden, wie verlässlichere Perspektive, Chancengerechtigkeit, international attraktive Karrierewege, verbunden. Allerdings stellen wir aktuell durch externe Rufe fest, dass unsere berufenen Tenure-Track-Professor*innen – und hier insbesondere die Frauen – für andere Universitäten ebenfalls sehr attraktiv sind. Möglicherweise können wir hier eine interessante Entwicklung des angestrebten Kulturwandels beobachten, die mit der Signalwirkung einer Professur zusammenhängt.



Dr. Nicole Thaller ist Referentin für übergreifende Forschungsthemen und wissenschaftliche Karriereentwicklung an der Goethe-Universität Frankfurt und operative Leitung des Wisna-Projekts. thaller@pww.uni-frankfurt.de Foto: Uwe Dettmar

Es scheint ein Problem beim engen zeitlichen Rahmen der TT-Professur zu geben: Was könnte hier getan werden?

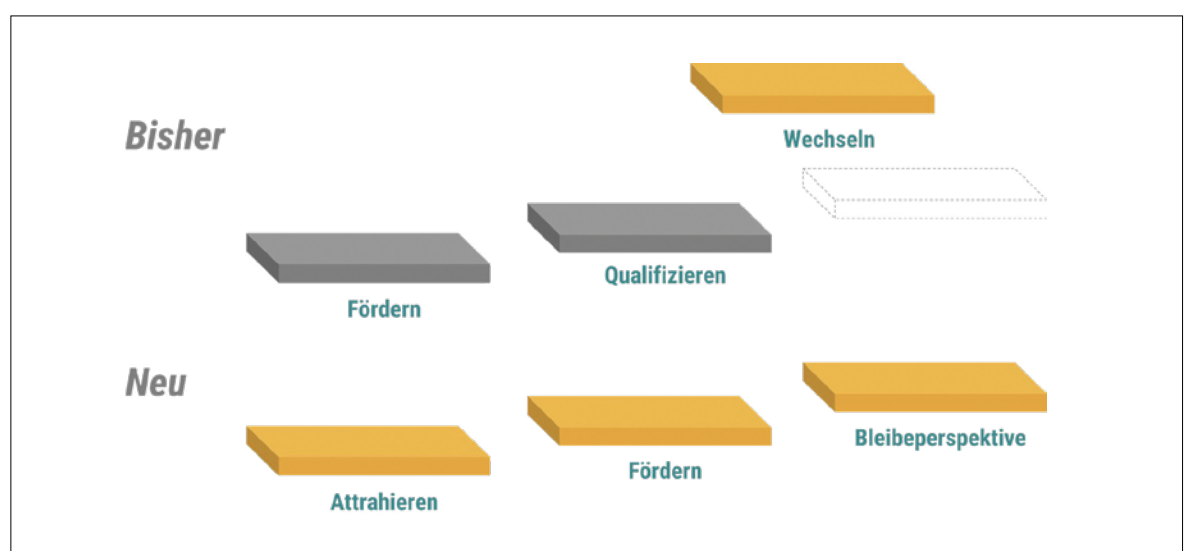
Hier liegt das Ausgestaltungspotenzial primär in der rechtlichen und der organisationalen Dimension. Landeshochschulgesetze sollten hier den Rahmen zum Beispiel durch die Berücksichtigung von Care-Aufgaben schaffen, den die Hochschulen ausgestalten können, zum Beispiel Verlängerungen, wie sie im Rahmen der Corona-Pandemie von den Wissenschaftsförderorganisationen gewährt wurden, auch auf Tenure-Track-Professor*innen anzuwenden.

Welche Probleme bestehen im Hinblick auf Ressourcen?

Wenn zur Berechnung von Lehrkapazitäten nicht die Tenure-Track-Professur mit Lehrdeputatsreduktion, sondern die hinterlegte Professur mit vollem Lehrdeputat herangezogen wird, kann dies erhebliche Auswirkungen auf die Ressourcen des betreffenden Fachbereichs haben. Für einen gelingenden

Wie kann man eigentlich den Vergleich zur Juniorprofessur beschreiben?

Die Möglichkeit von Tenure-Track als Zusatz bei der Ausschreibung wurde im Rahmen der 5. Novelle des Hochschulrahmengesetzes 2002 mit der Einführung der Juniorprofessur geschaffen, jedoch in der Realität wenig genutzt. Umgesetzt wurde die Juniorprofessur zumeist als eine zunächst auf drei Jahre, nach erfolgreicher Zwischenevaluation um weitere drei Jahre verlängerte, das heißt insgesamt auf sechs Jahre befristete Professur. Die grundsätzliche Herausforderung der wissenschaftlichen Qualifikation bei gleichzeitiger Ungewissheit der weiteren wissenschaftlichen Karriere wurde mit der real gelebten Juniorprofessur somit nicht gelöst. Der Begriff Tenure-Track, der dem US-amerikanischen Wissenschaftssystem entlehnt ist, bedeutet „Weg zur Anstellung auf Lebenszeit“ auf eine Professur und möchte damit eine verlässlichere Perspektive aufzeigen, die allein von der eigenen



Kulturwandel wäre diese Differenz im Lehrbedarf anderweitig auszugleichen. Die im Koalitionsvertrag der Bundesregierung 2021 angedachte Anpassung der Kapazitätsverordnung könnte hier Abhilfe schaffen und damit neben den landesgesetzlichen Adaptionen ein wichtiger Baustein für die erfolgreiche Implementierung von Tenure-Track sein. Zudem ist fraglich, wie bereitwillig Universitäten beispielsweise in kostspielige Laborumbauten und Geräte investieren werden, mit der Option auf eine möglicherweise negativ ausfallende Tenure-Track-Evaluation. Über Fragen der Primärausstattung hinaus, wäre auch ein hochschulpolitischer Diskurs über Arbeitszeitressourcen und eine Weiterentwicklung des Zugangs zu Drittmittelressourcen wünschenswert. Anpassungen in den Förderbedingungen von Drittmittelprogrammen wären dafür förderlich, so beispielsweise die Öffnung des Professorinnen-Programmes des Bundes oder die Einrichtung spezieller Programmlinien für Tenure-Track-Professuren.

Im Rahmen einer TT-Professur neue Gremien einzuführen, sei eine Herausforderung, argumentieren Sie in dem DUZ-Beitrag.

Neue Gremien könnten als zusätzliche Arbeit, als erhöhter administrativer Aufwand verstanden werden. Es kann zu Friktionen in den internalisierten Logiken kommen, die Adaptionenprozesse erforderlich machen. Eingetübte Qualitätsstandards müssen eventuell durch neue, auch neu auszuhandelnde, ergänzt oder gar ersetzt werden. Der Kulturwandel bedeutet auch, sich auf Veränderungen einzulassen.

Sie sprechen aber auch von »fachspezifischen Herausforderungen«.

Beispielsweise Fachdisziplinen, in denen die Habilitation eine zentrale Rolle für die Berufbarkeit spielt, werden möglicherweise die Tenure-Track-Professur als weniger passend für sich empfinden. Gleichzeitig bietet die Tenure-Track-Professur auch viele Gestaltungsmöglichkeiten, etwa das Erschließen neuer Forschungsräume oder den Ausbau von Potenzialfeldern.

Auch »habituell« sei eine Entscheidung für eine negative Evaluation schwierig.

Wenn die Evaluierenden einer Tenure-Track-Professur es für fraglich halten, ob das deutsche Wissenschaftssystem im Falle einer negativen Evaluation bereits genügend berufliche Alternativen bietet, wird dies in ihre Entscheidungen möglicherweise ebenfalls miteinfließen.

wissenschaftlichen Leistung abhängt. Während in vielen Bundesländern der Begriff Juniorprofessur auch für die Tenure-Track-Professur beibehalten wurde, zeigt Hessen mit seinem Begriff im Hessischen Hochschulgesetz (HHG) Qualitätsprofessur mit Entwicklungszusage auf, worum es im Wesentlichen geht.

Wie könnte die Diskussion fruchtbar fortgeführt werden, welche Rahmenbedingungen bedarf es?

Wir benötigen dafür insbesondere strukturelle Anpassungen etwa im Kapazitätsrecht; weitere Adaptionen in den rechtlichen Rahmenregelungen; eine stärkere Berücksichtigung der Tenure-Track-Professur in den Programmen der Wissenschaftsförderorganisationen sowie einen Ausbau und eine Verstärkung des Tenure-Track-Programms wie im Koalitionsvertrag der Bundesregierung 2021 angekündigt.

Sie haben die operative Leitung des Wisna-Projekts inne, was hat es damit auf sich?

Um das System Tenure-Track nachhaltig zu stärken und flächendeckend zu implementieren, wurde 2016 das Bund-Länder-Programm zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (Wisna) ins Leben gerufen. Ziele des Programms sind transparentere, verlässlichere und familienfreundlichere Karrierewege zu schaffen und die internationale Attraktivität des deutschen Wissenschaftssystems zu steigern. Mit einem Volumen von einer Milliarde Euro für insgesamt 1000 geförderte Tenure-Track-Professuren hat das Programm zum Ziel, einen Kultur- und Strukturwandel an Universitäten voranzutreiben sowie die akademische Personalstruktur diverser und durchlässiger zu gestalten.

Fragen: Dirk Frank

Der Beitrag **Kulturwandel: Transformation gestalten** ist erschienen in der DUZ WISSENSCHAFT & MANAGEMENT, Ausgabe 10/2022, 2. Dezember, abrufbar unter <https://www.duz.de/beitrag/!id/1474/kulturwandel-anstossen>

Der Geschmack Italiens

Die Strategische Allianz der Rhein-Main-Universitäten (RMU) hat Ende letzten Jahres das neu gegründete RMU-Italienforum eröffnet. Eine Ringvorlesung im Sommer soll die gemeinsamen Aktivitäten in Forschung und Lehre verstetigen.

Acht Wissenschaftler*innen der Rhein-Main-Universitäten aus geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern haben sich zusammengeschlossen, um ein Italienforum zu gründen, das die Aktivitäten der bestehenden Foren und Zentren bündelt und italienbezogene Forschung an den jeweiligen Universitäten vernetzen und sichtbar machen soll. Prof. Christoph Cornelißen, Historiker an der Goethe-Universität Frankfurt und als Mitgründer des Forums beteiligt, beschreibt die Entstehung und die Konstruktion: „Wir haben uns gewissermaßen im vergangenen Dezember neu gegründet: An den einzelnen Universitäten gab es ja bereits Foren oder Zentren, die wir nun aber zu einem Forum verbunden haben. An der Goethe-Universität waren wir im Dezember 2019 mit unserem Italienzentrum gestartet. Eine große Lecture von Carlo Ginzburg gab den Auftakt. Dann hat uns die Corona-Pandemie erstmal pausieren lassen. Nun haben wir mit Unterstützung der drei Präsidien das RMU-Italienforum gegründet. Zum Auftakt gab es im Dezember einen Vortrag des Direktors der Uffizien in Florenz, Prof. Dr. Eike Schmidt, in der Akademie Mainz.“

Aus Frankfurter Sicht, so Cornelißen, gab und gibt es eine ganz enge Verbindung zu Italien, historisch vor allem mit dem Namen

Mylius verbunden. Der Frankfurter Kaufmann, Bankier und Wohltäter Heinrich Mylius hatte vielfältige wirtschaftliche Verbindungen nach Mailand, was sich dann zugleich zu einer kulturellen Verbindung erweiterte. Mylius erwarb eine Villa am Comer See, die später von den Nachfahren der Familie Vigoni der Bundesrepublik vererbt wurde. Die berühmte Tagungsstätte Villa Vigoni ist heute Sitz des Deutsch-Italienischen Zentrums für den Europäischen Dialog. An dem Ort kommen Geistes- und Sozialwissenschaftler*innen zusammen, um gemeinsam zu den vielen historischen und kulturellen Verflechtungen beider Länder zu forschen.

Das neue RMU-Italienforum, so Cornelißen, wird von den Forschungsvorhaben der beteiligten Wissenschaftler*innen leben. Beteiligt sind neben den Historiker*innen und Kunsthistoriker*innen verschiedene Literaturwissenschaftler*innen, Musikwissenschaftler*innen und Politikwissenschaftler*innen der drei Partneruniversitäten. „Dabei sind all jene, die zu Italien im weitesten Sinne forschen und dabei auch international unterwegs sind. Es spielt sicherlich auch eine gewisse Italienbegeisterung eine Rolle.“ Das Forum ist daran interessiert, weitere Wissenschaftler*innen an der GU für ihr Vorhaben zu gewinnen.

Cornelißen schaut bereits nach vorne: Mit verschiedenen Veranstaltungen soll das neue RMU-Italienforum mit Leben gefüllt werden. Das beginnt ab April mit einer Ringvorlesung in Darmstadt zum „Geschmack Italiens/ L'Italia in bocca. Cibo italiano come politica culturale.“ „Es geht dabei um italienisches Essen

Goethe-Universität Frankfurt am Main
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Technische Universität Darmstadt
Eine strategische Allianz

Rhein-Main
Universitäten

als Kulturpolitik, aber auch um das Markenprodukt, das heißt seine ökonomische und gesellschaftliche Bedeutung. Ungefähr zehn Vorlesungen sind dazu geplant, die in Darmstadt, aber natürlich auch mit Unterstützung aus Frankfurt, stattfinden werden. Von der GU wird Professorin Christine Ott die Veranstaltung mit einem Vortrag zu ‚Dolce amaro. Italienisches Essen als Kulturpolitik im Spiegel der Gegenwartskultur und -literatur‘ am 24. April eröffnen. Die Veranstaltung wird durch eine Ausstellung historischer Kochbücher und anderer Dokumente in der UB Darmstadt abgerundet. Parallel dazu werden wir im Rahmen des Forums auch kleinere Seminare veranstalten. Dies betrifft u.a. eine kritische Diskussion der neueren historischen Literatur zum „Marsch auf Rom“ im Jahr 1922. Regelmäßig soll außerdem eine Ginzburg-Lecture in Frankfurt stattfinden. Die kommende ist für den Dezember 1923 vorgesehen; dafür ist die bekannte Schriftstellerin Francesca Melandri im Gespräch. Für die Nachwuchswissenschaftler*innen aus Deutschland und Italien ist ein Kolloquium geplant. Natürlich denken wir bei der Planung der Veranstaltungen auch an ein breites, an Italien interessiertes Publikum. In Frankfurt ist ein solches zahlreich vertreten. Zudem kooperieren wir eng in Frankfurt mit der Deutsch-Italienischen Vereinigung. Ebenfalls im engen Austausch stehen wir mit dem Italienischen Konsulat. Denn 2024 wird Italien das Gastland der Frankfurter Buchmesse sein. „Dann werden zahlreiche gemeinsame Buchvorstellungen auf dem Programm stehen.“ df

RINGVORLESUNG DES RMU-ITALIENFORUMS

L'Italia In Bocca. Cibo Italiano Come Politica Culturale/
Der Geschmack Italiens.
Italienisches Essen als Kulturpolitik

(Stand Januar 2023, weitere Termine werden bekannt gegeben.)

Jeweils 16.15 bis 17.45 Uhr,
TU Darmstadt, hybrid

24.4.2023: Christine Ott (Frankfurt)
Dolce amaro. Italienisches Essen als Kulturpolitik im Spiegel der Gegenwartskultur und -literatur

8.5.2023: Gerrit Jasper Schenk (Darmstadt)

Zwischen Überfluss und Mangel –
Esskultur im mittelalterlichen
regnum italicum

15.5.2023: Dietrich Scholler (Mainz)
„Komische Lebensmittel. Essen und
Trinken in der Literatur der Frühen
Neuzeit“

22.5.2023: Robert Lukenda (Mainz)
Kulinarisches nation-building zur Zeit
des Risorgimento: Pellegrino Artusi

5.6.2023: Antje Lobin (Mainz)
„Lasciatemi far due chiacchiere su
questa parola.“ Das kulinarische
Italienisch im Lichte von Sprachkritik
und Sprachpolitik

Neujahrsempfang für internationale Wissenschaftler*innen



Nach zweijähriger Pause war es am 24. Januar endlich wieder so weit: Das Goethe Welcome Centre (GWC) gemeinsam mit der „Stiftung zur Förderung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen“ lud die internationalen Wissenschaftler*innen und Mitarbeiter*innen an der Goethe-Universität erneut zum traditionellen Neujahrsempfang in das Gästehaus der Universität in der Frauenlobstraße 1 ein. Nach einem Sektempfang und einer Begrüßung durch Prof. Bereiter-Hahn

(Vorsitzender der Stiftung IWBZ), richtete Präsident Prof. Enrico Schleiff eine Neujahransprache an die ca. 85 versammelten Gäste, in der er der Gemeinschaft der internationalen Wissenschaftler*innen für ihre wichtigen Beiträge zur Arbeit der Goethe-Universität dankte und auf die vielfältigen Vorhaben der Goethe-Universität im neuen Jahr insbesondere im Bereich der Internationalisierung einging.

Florian von Bothmer, GWC

»Semesterlange Liebesaffäre«

Ein Ritchie Boy an der Goethe-Universität

Er ist der einzige Holocaust-Überlebende seiner Familie: Guy Stern wird im Zweiten Weltkrieg von den Amerikanern zur Feindaufklärung eingesetzt, ausgebildet im Camp Ritchie. Davon leitet sich die Bezeichnung „Ritchie Boy“ ab. Als Hundertjähriger hat der Literaturwissenschaftler und Publizist nun seine bewegenden Erinnerungen aufgeschrieben. Am 14. Januar wird Guy Stern als Günther Stern in Hildesheim geboren. Er wächst in einer jüdischen Familie auf, 1937 kann er als einziges Mitglied seiner Familie in die USA emigrieren. 1944 kommt er kurz nach dem Beginn der Landung in der Normandie nach Frankreich; für den Militärnachrichtendienst befragt er deutsche Kriegsgefangene. Nach dem Krieg erfährt er, dass seine ganze Familie im Warschauer Ghetto umgekommen ist. Stern studiert in den USA und wird später Professor für Germanistik, einige Forschungsreisen führen ihn dann wieder nach Europa. 1993 bekleidet er eine Gastprofessur an der Goethe-Universität. In seinen Erinnerungen bezeichnet er die Zeit als „semesterlange Liebesaffäre“: „Selten in meiner Karriere habe ich den Eros



Guy Stern
Wir sind nur noch wenige.
Erinnerungen eines hundertjährigen
Ritchie Boys
Berlin, Aufbau Verlag 2022

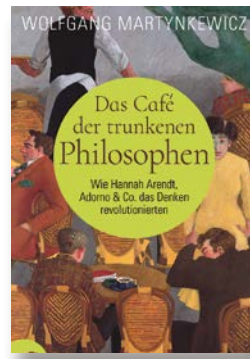
des Lehrens und Lernens so stark empfunden“, berichtet er. „Begeisterte Debattierer“ habe er in Frankfurt angetroffen; die Studierenden zeigten sich sehr stark am Diskurs, am Nachfragen interessiert, was laut Stern für fruchtbare Diskussionen gerade im Bereich der Exilliteratur und der deutsch-jüdischen Literatur gesorgt habe. df



Christoph Menke
Theorie der Befreiung
Suhrkamp Verlag 2022, Berlin
720 Seiten, 36,00 Euro



Klaus Günther und Uwe Volkmann
(Hrsg.)
Freiheit oder Leben? Das Abwägungsproblem der Zukunft
Suhrkamp Verlag 2022, Berlin
380 Seiten, 24,00 Euro



Wolfgang Martynkewicz
Das Café der trunkenen Philosophen
Aufbau Verlag 2022, Berlin
459 Seiten, 30,00 Euro



WestEnd 2/2022
Vergemeinschaftung durch Misstrauen?
Neue Zeitschrift für Sozialforschung
Campus Verlag 2022, Frankfurt am Main
168 Seiten, 16,00 Euro



Alexander Reis (Hrsg.)
Das Rhein-Main-Gebiet in der Spätantike. Beiträge zur Archäologie und Geschichte
Akten der Tagung in Obernburg am Main vom 12. bis 13. April 2018
Dr. Faustus Verlag 2022
298 Seiten, 45,00 Euro

Wir leben in einer Zeit gescheiterter Befreiungen. Denn bei Lichte besehen haben alle Befreiungsversuche früher oder später neue Formen der Herrschaft und damit der Knechtschaft hervorgebracht. Für Christoph Menke verlangt die Erklärung dieser Situation nach einer Umkehrung des Blicks. Anstatt uns einfach dem nächsten Befreiungsprojekt zuzuwenden, müssen wir analysieren, wie die bisherigen Befreiungsversuche verlaufen sind. Vor allem ihr Anfang ist dabei entscheidend – die gewöhnliche, aber faszinierende Erfahrung, dass eine Gewohnheit, die uns knechtet, plötzlich bricht. Sie zu bejahen heißt, in die Praxis der Befreiung einzutreten. Aus dieser Grundthese entwickelt Menke eine bahnbrechende Theorie der Befreiung, die eine Revision der üblichen – in Natur oder Gesellschaft verankerten – Freiheitsvorstellungen beinhaltet. Es stellt sich heraus: Freiheit und Herrschaft sind unaufloslich ineinander verstrickt, und Befreiung ist nicht die Vorgeschichte der Freiheit, sondern ihre Vollzugsweise. Dies veranschaulichen zwei exemplarische Befreiungsnarrative, auf die sich dieses Buch maßgeblich stützt: die Exodus-Erzählung aus dem 2. Buch Mose und die Geschichte von Walter White in der Fernsehserie Breaking Bad.

Christoph Menke ist Professor für Philosophie an der Goethe-Universität.

Die Covid-19-Pandemie hat zu einer moralischen und rechtlichen Kontroverse über das Verhältnis von Freiheit und Leben geführt, wie es sie in dieser Schärfe bisher nicht gegeben hat. In den beiden zentralen Fragen ist dabei bis heute keine Einigkeit erzielt worden: Kommt dem Leben ein prinzipieller Vorrang gegenüber der Freiheit zu? Und: Wie tief darf der Staat zum Schutz des Lebens in individuelle Freiheiten eingreifen? Bei der Bewältigung des Klimawandels – so zeichnet sich bereits ab – werden sich diese Fragen erneut stellen. Der vorliegende Band diskutiert mögliche Leitvorstellungen aus den Perspektiven von Rechtswissenschaft, Philosophie und Soziologie. Eingeleitet wird er durch einen Essay von Jürgen Habermas.

Klaus Günther ist Professor für Rechtstheorie, Strafrecht und Strafprozessrecht an der Goethe-Universität;

Uwe Volkmann ist Professor für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie an der Goethe-Universität.

Das gepflegte Café Laumer in Frankfurt-Westend wurde im Sommer 1930 zum Treffpunkt einer illustren Gruppe: Von der geselligen Atmosphäre angezogen, trafen hier die Anhänger des Instituts für Sozialforschung auf den Kreis um Karl Mannheim und Norbert Elias. Die gegensätzlichsten Positionen prallten aufeinander, während in einem Punkt bemerkenswerte Einigkeit herrschte: In der Soziologie sah man die neue Königsdisziplin. Man riskierte einen völlig anderen Blick, befreite sich vom hochgestochenen metaphysischen Denken und wollte endlich die »wirkliche Welt« betrachten. Wolfgang Martynkewicz verfolgt die Lebenswege der prominenten Diskutanten des »Kränzchens« von ihren Anfängen über das Exil bis in die junge Bundesrepublik und führt anschaulich vor Augen, wie die Revolutionierung des Lebens mit der Revolutionierung des Denkens einherging. Mit Hannah Arendt, Theodor W. Adorno, Paul und Hannah Tillich, Gisèle Freund, Max Horkheimer u. v. a.

Wolfgang Martynkewicz ist freier Autor und Dozent für Literaturwissenschaft.

Misstrauen gilt gegenwärtig als destruktive Einstellung, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefährdet, Verschwörungserzählungen zu Akzeptanz verhilft und Autoritarismus gedeihen lässt. Wer misstrauisch ist, zieht sich aus der Öffentlichkeit zurück, hat nicht mehr Teil an der Gestaltung des Gemeinwesens – so die weitverbreitete Annahme. Doch Misstrauen trennt nicht nur, es verbindet auch. Es lässt Gemeinschaften und soziale Bewegungen entstehen, die in ihrem Misstrauen gegen andere oder bestimmte institutionelle Praktiken geeint sind. Misstrauen ist eine Einstellung, die nicht immer Unsicherheit und Lähmung bewirkt, sondern auch produktiv sein kann und gemeinsame Handlungen motiviert. Im Stichwort wird die Qualität und Funktion des Misstrauens in demokratischen und emanzipatorischen ebenso wie autoritären Kontexten aus sozialwissenschaftlicher, philosophischer und literaturwissenschaftlicher Perspektive beleuchtet.

WestEnd wird seit 2004 vom Institut für Sozialforschung herausgegeben und richtet sich an ein breites intellektuelles Lesepublikum.

Das Ausmaß der Kontrolle Roms und seines Einflusses auf die rechtsrheinischen Gebiete in der Spätantike bleibt umstritten. Nicht zuletzt aufgrund der zahlreichen noch nicht ausgewerteten Ausgrabungen ist die Wissenschaft weit davon entfernt, alle Entwicklungen und Zusammenhänge zu durchdringen. Es obwalten noch Kontroversen, die in den verschiedenen Beiträgen aufgegriffen werden – ein Zeichen dafür, dass noch viel Grundlagenforschung zu leisten ist. Mittlerweile mehren sich die Indizien dafür, dass mit dem Verlassen römischer Siedlungen teilweise erst im letzten Drittel des 3. Jahrhunderts zu rechnen ist. Ging der (endgültige) Rückzug der römischen Verwaltung aus dem rechtsrheinischen Limesgebiet damit einher? Mehrere Beiträge dieses Bandes beleuchten die Weiternutzung oder das Weiterbestehen römischer Siedlungen beziehungsweise die Neubesiedlung unter germanischen Vorzeichen und diskutieren ihre Einordnung als geduldete Inbesitznahme oder gezielte Vorfeldsicherung der Rheingrenze.

Dr. Alexander Reis war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Archäologische Wissenschaften der Goethe-Universität.



Marlene Hastenplug und
Caroline Ballebye Sørensen
Morfars Hostel. Dansk for tysksprogede
U Press 2022, Sorø, Dänemark
250 Seiten, 40,00 EUR

Wie der Untertitel „Dansk for tysksprogede“ erahnen lässt, geht es bei diesem Buch um ein Dänisch-Lehrwerk für Deutschsprachige. Die Zielgruppe sind Studierende und Akademiker*innen, daher ist es auf einen effizienten Lernverlauf angelegt. „Morfars Hostel“ – auf Deutsch: Opas Hostel – gliedert sich in zwölf Lektionen, die durch unterhaltsame Dialoge eine fortlaufende Rahmengeschichte erzählen. Die Hauptfiguren sind zwei junge Freunde, Anna und Frederik, die mithilfe von Annas Opa (= Morfar) ein Hostel mitten in Kopenhagen eröffnen. Als Aushilfe wird die Studentin Sarah aus Frankfurt angestellt, die nach ihrem ERASMUS-Aufenthalt in Dänemark geblieben ist. In den Lektionen treten verschiedene Gäste im Hostel auf, z. B. eine Schulklasse, eine Familie oder ein schwules Brautpaar, dadurch werden verschiedene soziale Zusammenhänge und emotionale Situationen vorgestellt. Eine Besonderheit des

Lehrwerks ist, dass es auch die Unterschiede zu den skandinavischen Nachbarsprachen behandelt.

Das Lehrbuch basiert auf einem kommunikativen Methodenansatz, der mit explizit und systematisch erklärter Grammatik kombiniert wird. Sowohl die Erläuterungen zu Grammatik und Sprachgebrauch als auch manche der Übungen sind kontrastiv auf Deutschsprachige ausgerichtet. Außer mündlichen und schriftlichen Aufgaben gehören auch Aussprache- und Hörverständnisübungen zum Buch, das den Stufen A1–B1 des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens entspricht.

Marlene Hastenplug ist Lektorin für Dänisch im Institut der Skandinavistik an der Goethe-Universität; **Dr. Caroline Ballebye Sørensen** ist Lehrbeauftragte für Dänisch an der Universität Zürich.

Open-Access-Publikationsfonds der Goethe-Universität

Mit frischen Fördermitteln ins Förderjahr 2023

Open Access (OA) bezeichnet den freien Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen für alle Interessierten weltweit. OA stellt sicher, dass Forschungsergebnisse, die zumeist mit öffentlichen Mitteln finanziert werden, auch öffentlich und kostenfrei zugänglich sind und der Menschheit maximalen Nutzen bringen können. Auch die jeweiligen Autor*innen profitieren von Open Access: OA-Publikationen werden häufiger gelesen und öfter zitiert als

„closed access“-Publikationen. Die Goethe-Universität ermuntert ihre Angehörigen in der 2017 erlassenen Open-Access-Policy dazu, Publikationen – wann immer möglich – Open Access zu publizieren.

Es gibt eine Vielzahl an Geschäftsmodellen für das OA-Publizieren. Oft fällt für die Autor*innen eine Publikationsgebühr an (Article Processing Charge – APC, Book Processing Charge – BPC). Das ist keine optimale Lösung, da zwar die Bezahlschranke („pay-

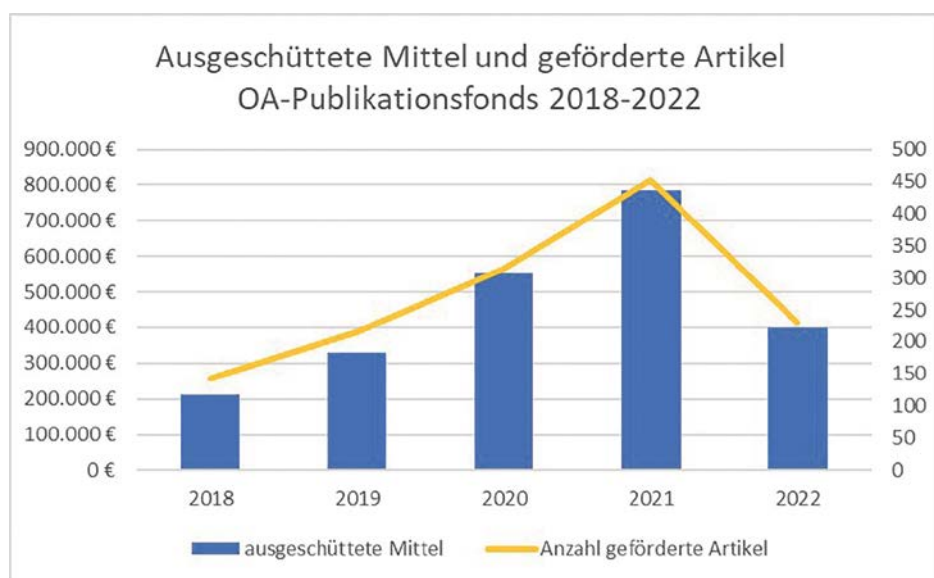
wall“) für die Lesenden entfernt, dafür aber vor den Autor*innen neu errichtet wird. (Auf den Webseiten der Universitätsbibliothek finden Sie Informationen zu alternativen und kostenfreien OA-Optionen.) Der OA-Publikationsfonds, der von der Universitätsbibliothek betreut und finanziert wird, fördert die Publikation von OA-Zeitschriftenartikeln und -Büchern, indem er anfallende Publikationsgebühren ganz oder teilweise übernimmt. Da die Goethe-Universität sehr forschungsstark ist, werden dafür erhebliche finanzielle Mittel benötigt (siehe Abbildung). In den Jahren 2018 bis 2021 hat der Fonds selbst finanzielle Förderung durch die DFG erhalten. 2022 war vergleichsweise ein Dürrejahr, da der Fonds ohne DFG-Förderung auskommen musste. Erfreulicherweise haben sich daraufhin einige Fachbereiche an der Finanzierung des Fonds beteiligt, an denen viel OA publiziert wird: Neben dem Fachbereich Medizin, der seit Beginn den Fonds bezuschusst, waren das die Fachbereiche 05, 11, 12 und 15.

Für den Zeitraum 2023 bis 2025 ist es der Universitätsbibliothek gelungen, erneut Fördermittel für den Fonds bei der DFG einzuwerben. Daher kann der Publikationsfonds für Artikel wieder eine zuverlässige und barrierearme Förderung anbieten. Die Kosten- grenze, bis zu der Publikationsgebühren

übernommen werden, konnte von 1680 EUR auf 1800 EUR (netto) angehoben werden. Eine anteilige Kostenübernahme für Artikel mit höherer Publikationsgebühr ist weiterhin ausgeschlossen, da auch mit DFG-Förderung die verfügbaren Mittel begrenzt sind.

2022 konnten erstmals neben Zeitschriftenartikeln auch einige OA-Bücher gefördert werden. Diese Förderung wird 2023 ausgebaut: Es können jährlich rund 30 Bücher gefördert werden, wobei für 20 dieser Bücher gilt, dass sie aus DFG-geförderter Forschung stammen müssen. Die OA-Publikation von Büchern kann mit 5000 EUR (netto) bezuschusst werden. Im Gegensatz zu Zeitschriftenartikeln ist hier bei höheren Publikationsgebühren eine anteilige Förderung durch den Fonds möglich.

Dr. Roland Wagner, Leiter der Bibliothek Naturwissenschaften (BNat), der Medizinischen Hauptbibliothek (MedHB) und Experte für Open Access.



Wer bin ich, und wenn ja, mit wem bin ich affiliert?

Mit eindeutigen Angaben und einem ORCID-Profil für Klarheit sorgen.

Es hat viele Vorteile, wenn man wissenschaftliche Publikationen eindeutig ihren Autor*innen und deren Einrichtungen zuordnen kann. Sowohl bei der Evaluation einzelner Wissenschaftler*innen als auch beim Ranking von Universitäten ist die Anzahl und Art der Publikationen ein wichtiges Kriterium. Um hier zu Klarheit und Eindeutigkeit beizutragen, hat das Präsidium der Goethe-Universität in Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek im vergangenen Jahr zwei wichtige Maßnahmen ergriffen.

Neue Affiliationsrichtlinie der Goethe-Universität

Erstmals wurde der Goethe-Universität eine Affiliationsrichtlinie gegeben, online zu finden unter:

https://www.uni-frankfurt.de/117845826/UniReport_Affiliationsrichtlinie_22_04_2022.pdf

Eine der wichtigsten Vorgaben ist, dass der Name der Goethe-Universität in Publikationen standardisiert angegeben werden soll (etwa bei den Affiliationsangaben): „Goethe- Universität Frankfurt“ beziehungsweise „Goethe University Frankfurt“. Das gilt auch für Autor*innen am Universitätsklinikum: Die oberste Ebene bildet die „Goethe University Frankfurt/Goethe-Universität Frankfurt“, erst auf zweiter Ebene ist das „University Hospital/Universitätsklinikum“ zu nennen. Nur so können Publikationen etwa in Aufsatzdatenbanken (halb-)automatisiert und zuverlässig der Goethe-Universität zugeordnet werden, und nur so können Publikationen Förderung durch den OA-Publikationsfonds der Goethe-Universität erhalten. Zudem wird allen Forschenden empfohlen, sich ein ORCID-Profil zuzulegen und in Publikationen ihre ORCID iD anzugeben.

ORCID iD – es kann nur eine geben

Namenswechsel, Namensgleichheit, Darstellungsprobleme mit diakritischen Zeichen, Wechsel der Institution, Veränderung des Namens der Institution – es gibt viele Gründe dafür, dass oft nicht klar ist, welche Person genau hinter einer Autor*innen-Angabe steckt. Dieses Problem adressiert die ORCID iD, die sich zu einem weltweiten Standard entwickelt hat. Jede Person kann sich in dem ORCID-Portal (<https://orcid.org/>) ein Profil anlegen und eine eindeutige ORCID iD erhalten, die in Publikationen, im Curriculum Vitae, in Forschungsanträgen u. v. a. m. angegeben werden kann. So können Publikationen z. B. auch bei Namenswechseln eindeutig ihren Autor*innen zugeordnet werden. Zudem können weitere Informationen wie die Zugehörigkeit zu Forschungseinrichtungen in ORCID hinterlegt werden. ORCID ist eine

gemeinnützige Non-Profit-Initiative, und es lässt sich steuern, welche der eingegebenen Daten öffentlich einsehbar sind, sodass Datenmissbrauch weitgehend ausgeschlossen ist.

Roland Wagner  0000-0002-7137-8786

Das Open-Access-Team der Universitätsbibliothek berät Sie gern, wenn Sie Fragen zur Affiliationsrichtlinie oder der ORCID iD haben.

**Campus Bockenheim
Zentralbibliothek**
Telefon (069) 798-39205/-39208
information@ub.uni-frankfurt.de

Informatikbibliothek
Telefon (069) 798-22287
informatikbib@ub.uni-frankfurt.de

Mathematikbibliothek
Telefon (069) 798-23414
mathebib@ub.uni-frankfurt.de

**Campus Westend
Bibliothek Recht und Wirtschaft
(BRuW)**
Telefon (069) 798-34965
bruw-info@ub.uni-frankfurt.de

**Bibliothek Sozialwissenschaften
und Psychologie (BSP)**
Telefon (069) 798-35122
bsp@ub.uni-frankfurt.de

**Bibliothek Sprach- und Kultur-
wissenschaften (BSKW)**
Telefon (069) 798-39400
bskw-info@ub.uni-frankfurt.de

**Bibliothekszentrum
Geisteswissenschaften**
Telefon (069) 798-32500 (Q1)
Telefon (069) 798-32653 (Q6)
bzg-info@ub.uni-frankfurt.de

**Campus Riedberg
Bibliothek Naturwissenschaften**
Telefon (069) 798-49105
bnat@ub.uni-frankfurt.de

**Campus Niederrad
Medizinische Hauptbibliothek**
Telefon (069) 6301-5058
medhb@ub.uni-frankfurt.de

**Campus Ginnheim
Bibliothek für Sportwissenschaften**
Telefon (069) 798-24521
sportbib@ub.uni-frankfurt.de

Ukrainische Promovierende erhält Engagement-Stipendium

Mariana Shumliakivska, Doktorandin und Medizinstudentin an der Goethe-Universität, ist mit dem „Stipendium für herausragendes Engagement internationaler Studierender an der Goethe-Universität“ ausgezeichnet worden. Die aus Zhytomyr, rund 140 Kilometer von Kiew entfernt, stammende Shumliakivska setzt sich auf vielfache Weise für ihre Landsleute ein. Die Auszeichnung fand am 21. Dezember durch Prof. Dr. Christiane Thompson, Vizepräsidentin für Studium, Lehre und Weiterbildung, Monika Duderstadt, Leiterin des Studiendekanats des Fachbereichs Medizin in Vertretung von Prof. Dr. Stefanie Dimmeler, Marco Blaszyk, Abteilungsleitung Orientierung und Beratung, Studium Lehre Internationales und Hanna Reuther, stv. Abteilungsleitung Orientierung und Beratung und Gruppenleitung Studienerfolg und Integration, Studium Lehre Internationales, statt.

Prof. Dr. Christiane Thompson würdigte Mariana Shumliakivskas außerordentliches Engagement in der Wissenschaft, Medizin und Gesellschaft, das aktuelle wissenschaftliche und gesellschaftliche Herausforderungen adressiert. Das Stipendium, erst 2019 eingeführt und vom DAAD gefördert, richtet sich an internationale Studierende aller Fachrichtungen mit guten Studienleistungen, die sich durch ein besonderes Engagement im internationalen Kontext an der Goethe-Universität oder in deren Umfeld für Belange internationaler Studierender oder für Themen besonderer interkultureller und gesellschaftlicher Relevanz auszeichnen.

Als DAAD-Stipendiatin und Absolventin des Masterprogramms Fach Molekulare Medizin mit der Abschlussnote „sehr gut“ im letzten Jahr ist Mariana Shumliakivska derzeit als Doktorandin am Institut für Kardiovaskuläre Regeneration des Fachbereichs Medizin bei Professorin Stefanie Dimmeler beschäftigt und studiert parallel als Zweitstudium Medizin mit dem Abschluss Staatsexamen. Ihr großes soziales und interkulturelles Engagement liegt im Einsatz für ihre ukrainischen Landsleute in der Heimat seit Frühjahr 2022 als Folge des Ukraine-Krieges. Mariana Shumliakivska, sie



Vizepräsidentin Prof. Christiane Thompson (r.) überreicht Mariana Shumliakivska die Auszeichnung. Foto: Uwe Dettmar

stammt aus Zhytomyr, rund 140 Kilometer von Kiew entfernt, ist aktives Mitglied der Ukrainischen Ärztevereinigung Deutschland e.V. und hat eine Initiative ‚Mediziner für die Ukrainer‘ zusammen mit drei Kommilitonen/-innen gegründet. Ziel der Initiative ist es, medizinische und humanitäre Hilfe für kriegsbetroffene Städte und Kliniken in der Ukraine zu leisten. Außerdem hat sie auch selbst in dem Kriegsgebiet im Krankenhaus gearbeitet. Über die Initiative hat bereits die Frankfurter Rundschau berichtet. Im Rhein-Main-Gebiet werden weiter für die Ukraine Medikamente, Verbandsmaterial und medizinische Ausstattung durch Initiative ‚Frankfurt for Ukraine‘ gesammelt. Aktuell wird dringend medizinische Ausstattung in größerem Umfang, auch in gebrauchtem Zustand benötigt. Auf dem Campus Niederrad unterstützen die Unikliniken und der Hausmeister, aber auch Bürger/-innen und Nachbarn bringen sich ein. Über die ukrainische Gemeinde und den ukrainischen Ärzteverein gelangen

die Hilfsgüter nach Lemberg und von dort weiter. Mariana Shumliakivska ermutigt zudem andere internationale Studierende, die in Deutschland studieren wollen, mit Tipps und mit ihrem eigenen Werdegang: Über ihr eigenes Ankommen in Deutschland als internationale Studierende und ihren akademischen Weg berichtet sie zum Beispiel auf [Deutschland.de](https://www.deutschland.de/)¹. Ihre exzellenten wissenschaftlichen Fähigkeiten zeigen sich unter anderem in zentralen Forschungsarbeiten noch während ihres Masterstudiums zu einem Teilaspekt des Coronavirus, nämlich zur Aufklärung der Wirkung von SARS-CoV-2 (Severe acute respiratory syndrome coronavirus type 2) auf Herzmuskel- und Endothelzellen. Sie kann hierzu bereits zwei Co-Erstautorschaften in einschlägigen Fachzeitschriften wie „Cardiovascular Research“ und „Basic Research in Cardiology“ aufweisen. In ihrer Doktorarbeit untersucht sie nun, inwieweit somatische Mutationen in hämatopoetischen Stammzellen, die zu einer klonalen Expansion führen (sogenannte „Klonale Hämatopoese von unbestimmtem Potential“, CHIP), die Fibrose im Herzen beeinflussen. Dieses Projekt basiert auf klinischen Beobachtungen der Arbeitsgruppe um Herrn Professor Zeiher und Frau Professor Dimmeler, die zeigen, dass diese Mutationen zu einer schlechteren Prognose von Patienten mit Herzmuskelschwäche beitragen.

¹ www.deutschland.de/de/topic/leben/studieren-und-arbeiten-in-deutschland-expats-geben-tipps

Weitere Informationen zur Initiative »Frankfurt for Ukraine«
<https://frankfurt-for-ukraine.de>

»Goethe-Ukraine Fonds« der Goethe-Universität:
Spendenaufzur Hilfe für junge Geflüchtete aus der Ukraine:
<https://tinygu.de/GzmUC>

ANZEIGE



Werden Sie ein Freund.

*Wir fördern Zukunft seit 100 Jahren.
Unterstützen auch Sie Forschung und Lehre an der Goethe-Universität!*

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E.V.

www.vff.uni-frankfurt.de

Wissenschaftliches Schreiben will gelernt sein

Alexander Kaib, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Schreibzentrum der Goethe-Universität, erläutert den Hintergrund einer Interviewserie mit Lehrenden der Goethe-Universität.

UniReport: Herr Kaib, wie ist die Idee für die Interviewreihe entstanden, wie kam es zur Auswahl der Lehrenden/Forschenden?

Alexander Kaib: Die Grundidee für die Serie hatte einer unserer Tutor*innen, Daniel Bella, und wir haben sie dann zusammen mit mir und der Leiterin des Schreibzentrums, Nora Hoffmann, weiterentwickelt. Wir haben sehr oft mit Studierenden zu tun, die Unsicherheiten beim Schreiben haben. Denen wollten wir gerne zeigen, dass das an sich nichts Ungewöhnliches ist und dass man diese Schreibprobleme selbst bei den „Profis“ antrifft, dass es aber Wege gibt, den Umgang damit zu erlernen. Wir haben in der ersten Runde erst einmal Personen angesprochen, die wir durch Kooperationen mit dem Schreibzentrum kannten. Das waren vor allem Wissenschaftler*innen aus den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften, mit denen wir hier auf dem Campus Westend besonders viel zu tun haben. Anschließend wurden dann Professor*innen aller Disziplinen angeschrieben.

Die vom Schreibzentrum befragten Wissenschaftler*innen haben mitunter ganz unterschiedliche Schreib- und Lesestrategien. Hängt das auch mit der Unterschiedlichkeit von Naturwissenschaften auf der einen Seite und Geistes- und Gesellschaftswissenschaften auf der anderen Seite zusammen?

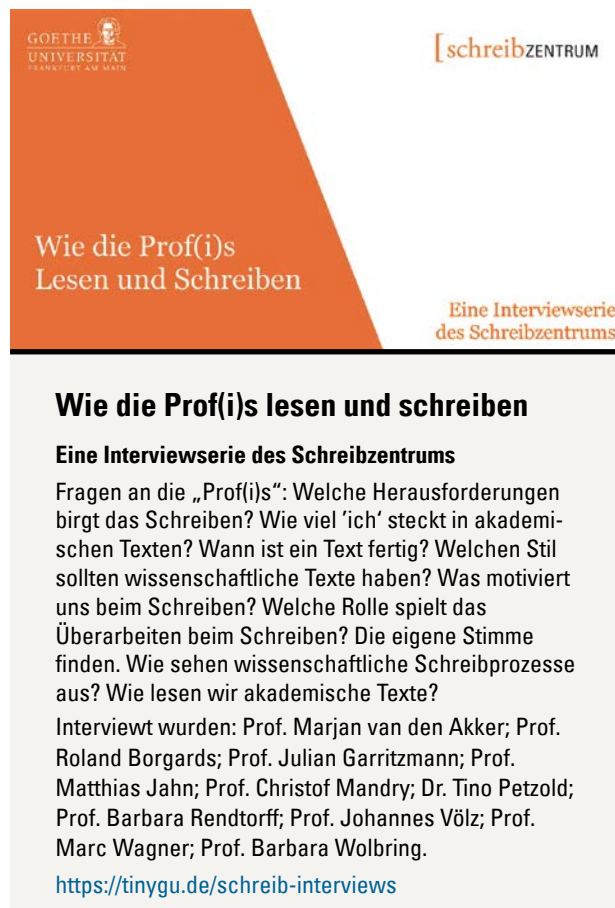
Die Unterschiede gibt es sicherlich: So arbeitet und schreibt man in den Naturwissenschaften eher in Teams. Dass das zu ganz eigenen Dynamiken führt, berichtet im Video die Medizinerin Prof. Marjan van den Akker. Demnach fungiert beim Schreibprozess das Team einerseits als Ressource, andererseits ergibt sich aber auch die Notwendigkeit, sich über einen gemeinsamen Schreibstil zu verständigen. Die schriftliche Hausarbeit, die es in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften gibt, ist in den NaWis nicht so häufig vertreten. Das kann dann manchmal zu Problemen führen, wenn die Abschlussarbeit die erste argumentative Arbeit darstellt. Als Schreibzentrum haben wir übrigens eine Dependence auf dem Riedberg, die sich speziell mit dem Schreiben in den Naturwissenschaften beschäftigt. Aus den Interviews heraus haben mich persönlich eher die Überschneidungen zwischen den Fächern überrascht. Prof. Marc Wagner aus der Physik spricht im Video davon, dass er für ein Paper mehrere Entwürfe schreibt – er benutzt sogar den Begriff der „Narration“ eines Textes, die er erst nach mehreren Anläufen fände. Diesen Begriff und die Herangehensweise würde man vielleicht eher in den Geisteswissenschaften erwarten, deshalb war es spannend, von diesen Parallelen zu erfahren.

Nicht nur das Schreiben, sondern auch das Überarbeiten ist ein Teil des Schreibprozesses, hört man aus den Interviews. Ist es das, was das wissenschaftliche Schreiben vom Alltagsschreiben unterscheidet?

Ja, die Überarbeitung eines Textes ist sicherlich eine Kompetenz, die im wissenschaftlichen Studium neu dazukommt. Das Schreiben auf einem hohen intellektuellen Niveau lernt man nicht auf der Schule. Studierende müssen lernen, einen Text zu schreiben und sich dann zu fragen: Was ist hier überhaupt mitteilenswert? Wie kann ich die zentrale Aussage noch etwas schärfen? Die bekannte Schreibforscherin Nancy Sommers von der Uni Harvard hat schon vor 40 Jahren in Interviews herausgefunden, dass die erfahrenen Schreibenden diejenigen sind, die gut einen Text bearbeiten können; die es auch zulassen, dass sich beim Schreiben die Ideen und die kommunikativen Absichten entwickeln und verändern können.

Muss man vielleicht eine gewisse Stressresilienz und -kompetenz entwickeln, im Unterschied zum pragmatischen privaten Schreiben? Der Germanist Prof. Roland Borgards berichtet davon, dass er, bevor er einen wissenschaftlichen Text an die Redaktion einer Publikation schickt, andere noch drüberschauen lässt. Das kann sicherlich gerade für Studierende eine ganz schöne Herausforderung sein, ertragen zu können, dass andere Leser*innen ihren Text ändern und korrigieren.

Der amerikanische Schreibdidaktiker Donald Murray spricht in dem Zusammenhang von „intellektueller Entblößung“, wenn man anderen seine Texte zum Lesen und Überarbeiten gibt. Das kann mitunter schon hart sein, das zuzulassen, aber



Wie die Prof(i)s Lesen und Schreiben

Eine Interviewserie des Schreibzentrums

Wie die Prof(i)s lesen und schreiben

Eine Interviewserie des Schreibzentrums

Fragen an die „Prof(i)s“: Welche Herausforderungen birgt das Schreiben? Wie viel 'ich' steckt in akademischen Texten? Wann ist ein Text fertig? Welchen Stil sollten wissenschaftliche Texte haben? Was motiviert uns beim Schreiben? Welche Rolle spielt das Überarbeiten beim Schreiben? Die eigene Stimme finden. Wie sehen wissenschaftliche Schreibprozesse aus? Wie lesen wir akademische Texte?

Interviewt wurden: Prof. Marjan van den Akker; Prof. Roland Borgards; Prof. Julian Garritzmann; Prof. Matthias Jahn; Prof. Christof Mandry; Dr. Tino Petzold; Prof. Barbara Rendtorff; Prof. Johannes Völz; Prof. Marc Wagner; Prof. Barbara Wolbring.

<https://tinygu.de/schreib-interviews>

es ist wichtig, eine andere Perspektive auf den eigenen Text zu erhalten. Das bieten wir hier unter anderem im Schreibzentrum an: Wir sprechen in der Schreibberatung mit Studierenden über ihre Texte und geben ein Feedback. Wie Herr Borgards es beschrieben hat, kann man über die Prämissen des eigenen Schreibens nicht wirklich reflektieren, diesen blinden Fleck sieht aber vielleicht ein*e andere*r Leser*in.

Der Amerikanist Prof. Johannes Völz spricht im Video darüber, dass man als Studierende*r beziehungsweise als Jungwissenschaftler*in manchmal beim Schreiben versucht, besonders akademisch-wissenschaftlich zu wirken. Wie ist da Ihre Erfahrung?

In unserem Video endet es ja mit der Empfehlung „Simplify, simplify, simplify“ – das kann ich nur unterstreichen. Es ist immer besser, sich einfach auszudrücken, nur so komplex, wie gerade nötig. Die Komplexität muss dem Gegenstand angemessen sein; was darüber hinaus geht, sollte man besser vermeiden. Dass man gerade am Beginn der wissenschaftlichen Laufbahn den komplexen Stil der Wissenschaft imitiert, finde ich gar nicht so schlimm. Thorsten Pohl, ein deutscher Linguist und Schreibwissenschaftler, hat die Schreibkompetenz von Studierenden untersucht und dabei herausgefunden, dass auf der mittleren Stufe der Entwicklung von Schreibkompetenz viel Imitation stattfindet; dadurch kommen mitunter auch unglückliche Formulierungen zustande, aber man benötigt dieses Experimentieren, um irgendwann zu einer angemessenen Verwendung zu gelangen. Man muss lernen, so zu schreiben, wie es die jeweilige Diskursgemeinschaft erwartet.

Die Erziehungswissenschaftlerin Barbara Rendtorff erzählt im Video vom Umgang mit ihren Notizen auf Zetteln. Hat sich mittlerweile das rein digitale Schreiben durchgesetzt, oder kommt auch noch das handschriftliche Schreiben vor?

Das handschriftliche Schreiben gibt es auf jeden Fall noch; es gibt umgekehrt aber auch Professor*innen, die nur noch digital unterwegs sind. Technologien können uns beim Schreiben unterstützen, aber die wesentliche Arbeit und der wesentliche Mehrwert des Schreibens ist die beharrliche, iterative Beschäftigung mit einem Gegenstand. Wie im Interview mit Frau Rendtorff zu sehen ist, geht das ebenso gut mit Stift und Papier wie am Rechner mit einem Textverarbeitungsprogramm.

Junge Menschen sind zumindest potenziell mit digitalen Technologien vertraut(er) als ältere. Was aber sicherlich nicht

bedeutet, dass nicht in den Kursen des Schreibzentrums auch digitale Technologien ein Thema wären, oder?

Wir bieten beispielsweise gemeinsam mit dem Bibliothekszentrum Geisteswissenschaften und dem Bibliothekszentrum Naturwissenschaften einen Workshop an, in dem es um verschiedene Aspekte des Recherchierens geht. Ebenfalls behandelt wird der Umgang mit Internetquellen und mit Plagiaten, bis hin zum Einsatz der Plagiatsoftware. Aber auch hier gilt: Die technischen Mittel stehen im Dienst einer umfassenden Schreibkompetenz.

In den Antworten der »Profis« werden recht unterschiedliche Methoden und Arbeitsweisen beschrieben. Könnte man sagen, dass jeder seine Arbeitsweise entwickeln muss? Nicht alle schreiben gleich?

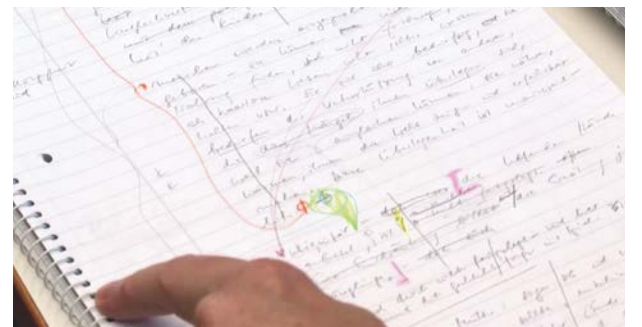
Neben persönlichen Vorlieben unterscheiden sich auch die Anforderungen an eine Schreibsituation: Ob man eine Hausarbeit im ersten Semester schreibt oder eine Abschlussarbeit verfasst, ist schon sehr verschieden. Schreibstrategien müssen deshalb zum jeweiligen Kontext passen und zielgerichtet eingesetzt werden.

Sind heute eigentliche andere Schreibkompetenzen gefragt als früher?

Das ist schwer zu sagen. Schreibprogramme gibt es in den USA schon sehr lange. In einem circa 100 Jahre alten Schreibratgeber steht, das Ziel einer universitären Schreibausbildung sei es, dass Studierende Texte schreiben, für die sie sich „nicht schämen müssen“. Vielleicht stimmt das auch heute noch. (lacht) Was wir allerdings beobachten: In Zeiten der Online-Lehre, wie vor Kurzem in der Pandemie, ist es Studis schwerer gefallen zu schreiben – wahrscheinlich, weil der Austausch untereinander gefehlt hat. Das hat sich in 50 Prozent höheren Anmeldungen bei uns niedergeschlagen.

Es ist ja öfter der Vorwurf zu hören, dass junge Leute heute nicht mehr zusammenhängende Texte verfassen können. Würden Sie dem zustimmen?

Auch das lässt sich so pauschal sicherlich nicht sagen. Anzumerken ist, dass Studierende heute auf ein anderes Schreibwissen zurückgreifen: Das stammt natürlich aus der Schule, aber auch aus Textsorten wie Internetblogs und Textnachrichten. Aus Zeitungsartikeln dürfte hingegen davon aufgrund geänderter Lesegewohnheiten nur noch wenig stammen.



Haben Sie schon Erfahrungswerte, wie die Studierenden auf die Videos reagieren?

Ich habe in einem Seminar das Video zum Thema Überarbeiten gezeigt, die Resonanz war sehr positiv. Die Studierenden zeigten sich überrascht, dass sich auch die „Profis“ Rückmeldungen zu ihren Texten einholen.

Sind weitere Videos geplant?

Es stehen zum einen noch zwei Videos mit „Profis“ aus. Darüber hinaus überlegen wir, eine ähnliche Videoserie mit Studierenden zu machen. Das könnte interessant und aufschlussreich sein, wie Studierende über ihre Schreibprobleme, aber auch ihre Schreibstrategien sprechen.

Fragen: Dirk Frank

Neuberufene

HANNA BEISSERT

Prof. Dr. Hanna Beißert ist seit dem 1. September 2022 Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Unterricht und Heterogenität am Institut für Pädagogik der Elementar- & Primarstufe. Es handelt sich um eine Kooperationsprofessur mit dem DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation, wo Frau Beißert den Arbeitsbereich Heterogenität und Bildung in der Abteilung Lehr- und Lernqualität in Bildungseinrichtungen leitet. Frau Beißert arbeitete von 2010 bis 2022 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der



Abteilung Bildung und Entwicklung am DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation. Dort promovierte sie zur kindlichen Moralentwicklung und leitete danach als Postdoc verschiedene Projekte im Bereich der empirischen Bildungsforschung. 2021 bis 2022 vertrat sie zwei Semester lang die Juniorprofessur für Empirische Bildungsforschung an der Universität Konstanz. In ihrer Forschung befasst sich Frau Beißert mit der Rolle verschiedener Heterogenitätsdimensionen (z. B. Geschlecht, soziale oder kulturelle Herkunft) für Bildungschancen und Bildungsentscheidungen. Dabei untersucht sie u. a., inwiefern Stereotype und Intergruppenprozesse zu Benachteiligungen im Bildungssystem führen können und wie man diesen Prozessen entgegenwirken kann.

JOCHEN BLATH

Jochen Blath ist dem Ruf der Goethe-Universität Frankfurt auf die W3-Professur für Stochastik am Institut für Mathematik zum 1. April 2022 gefolgt. Nach seiner Promotion an der Technischen Universität Kaiserslautern forschte er zunächst einige Jahre an der University of Oxford, bevor er über Basel an die Technische Universität Berlin wechselte. Dort hatte er zuletzt die W3-Professur für Stochastische Prozesse und ihre Anwendungen inne. Der Mathematiker arbeitet auf dem Gebiet der Wahrscheinlichkeitstheorie und beschäftigt sich insbesondere mit der Erforschung von Individuen-basierten interagierenden stochastischen Systemen, die beispielsweise als Modelle für populationsbiologische und evolutionäre Prozesse dienen. Eine zentrale Frage ist, welche makroskopischen Strukturen sich aus der jeweiligen konkreten Mikromodellierung ergeben und wie diese auf



mathematisch rigorose Weise verstanden werden können. Von aktuell besonderem Interesse sind für ihn die Multiskalen-Effekte von mikrobiellen Dormanzmechanismen, die Verbindungen in verschiedene Gebiete der Lebenswissenschaften eröffnen. Jochen Blath war und ist an diversen Verbundforschungsprojekten beteiligt, so dem internationalen DFG Graduiertenkolleg „Stochastic Analysis in Interaction“ Berlin-Oxford, dem Exzellenzcluster „MATH+“ Berlin und dem DFG Schwerpunkt „Probabilistic structures in Evolution“. An der Goethe-Universität möchte er sich für neue Verbundforschungsprojekte einsetzen, die idealerweise

verschiedene Disziplinen und/oder Standorte überbrücken.

ENCARNACIÓN GUTIÉRREZ RODRÍGUEZ

Seit April 2022 ist Encarnación Gutiérrez Rodríguez neue Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Kultur und Migration an der Goethe-Universität Frankfurt. Sie hat auch eine Gastprofessur am Lehrstuhl für kritische Studien zur Transformation der Hochschulbildung an der Nelson-Mandela-Universität in Gqeberha (Südafrika) inne. Zuvor war sie an der Justus-Liebig-Universität als Professorin der Allgemeinen Soziologie und Principal Investigator des International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC) tätig. Dort etablierte sie das Forschungs- und Promotionsfeld zu Migration und (De-) Coloniality. Ihre Forschungsschwerpunkte bewegen sich an der Schnittstelle der soziologischen Arbeitsbereiche der Migration, Arbeit, Diversität, Gender und Kultur. Ihre Studie zu Migration, Hausarbeit und Affekt genießt einen internationalen Ruf und sie erhielt für ihre Promotionsarbeit zu Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung, 1999 den Augsburgener Wissenschaftspreis für interkulturelle Studien. Zurzeit ist sie Mitglied der DFG-Forschungsgruppe „Menschenrechtsdiskurse in der Migrationsgesellschaft“ (MeDi-Mi), wo sie sich mit Protesten von Geflüchteten und



undokumentierten Migrant:innen in Deutschland und den USA beschäftigt. Hier untersucht sie den Bezug dieser Akteure auf dem Menschenrechtsdiskurs, aber auch die Schaffung von alternativen Gerechtigkeitssemantiken. Sie ist auch im internationalen Wissenschaftsbeirat von Mecila (Maria Sibylla Merian Centre Conviviality-Inequality in Latin America) tätig. In diesem Rahmen verfolgt sie auch ihr Forschungsprojekt zur aktuellen gesellschaftlichen Relevanz der deutschen Emigration nach Brasilien zwischen dem 19. Jhd und heute. Entlang dieser Forschungslinien verfolgt sie an der Goethe-Universität die Stärkung eines Lateinamerikafokus und deren Verflechtung mit Europa in der Entwicklung von Gesellschaftstheorie und Kritik am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften. Zudem ist sie ein aktives Mitglied in der städtischen Öffentlichkeit zu Themen der Intersektionalität und Diversität sowie Mitglied des Rats für Migration. Als Mitglied der HMWK-Kommission zum kolonialen Erbe in Hessen setzt sie sich für eine Aufarbeitung und kritische Auseinandersetzung mit der kolonialen Geschichte Deutschland und ihren gegenwärtigen gesellschaftlichen Auswirkungen ein.

ANDREA KIESSLING

Andrea Kießling ist seit Mai 2022 Inhaberin der Professur für Öffentliches Recht, Sozial- und Gesundheitsrecht und Migrationsrecht sowie seit September 2022 Direktorin des Instituts für Europäische Gesundheitspolitik und Sozialrecht (ineges) am Fachbereich Rechtswissenschaft. Davor war sie



Privatdozentin an der Ruhr-Universität Bochum, wo sie sich 2021 mit der Arbeit „Das Recht der öffentlichen Gesundheit. Krankheitsprävention und Gesundheitsförderung als Aufgaben des Staates“

habilitierte. In der Corona-Pandemie wurde sie in den Sachverständigenausschuss zur Evaluation der zentralen Rechtsgrundlagen des Infektionsschutzgesetzes berufen und regelmäßig als Sachverständige in Gesetzgebungsverfahren zu Änderungen des Infektionsschutzgesetzes angehört; zurzeit arbeitet sie mit zwei Kolleg:innen an einem Gesetzesvorschlag zur Neuordnung des Pandemierechts. Neben dem Infektionsschutzrecht und dem sonstigen Gesundheitsrecht liegen ihre Forschungsschwerpunkte im Sozialrecht und Migrations(sozial)recht sowie im Polizei- und Sicherheitsrecht. An der Goethe-Universität hat Frau Kießling mit Übernahme der Professur auch die wissenschaftliche Leitung der Goethe-Uni Law Clinic für Migration und Teilhabe übernommen.

TOBIAS ROLFES

Tobias Rolfes ist seit April 2022 Professor für Didaktik der Mathematik mit Schwerpunkt Sekundarstufe am Fachbereich Informatik und Mathematik. Nach der Promotion 2017 an der Universität Koblenz-Landau vertrat er zunächst Professuren an der Pädagogischen Hochschule Weingarten und an der Ludwig-Maximilians-Universität München und arbeitete bis zum Wechsel an die Goethe-Universität als Postdoktorand am Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften und der Mathematik (IPN). Die Forschung von Prof. Rolfes ist dem Forschungsfeld der empirischen Bildungsforschung zuzuordnen. Aktuell widmet er sich drei inhaltlichen Schwerpunkten. In der Forschung zum Mathematiklernen mit digitalen Medien wird untersucht, welche Bedingungsfaktoren förderlich für das Lernen mit computerbasierten tutoriellen Systemen sind. Der zweiten Forschungsschwerpunkt beschäftigt sich mit der gymnasialen Oberstufe, da es zu dieser Schulstufe bisher wenig gesicherte empirische Erkenntnisse über das Kompetenzniveau der Abiturientinnen und Abiturienten sowie die Kompetenzentwicklung im Verlauf der gymnasialen Oberstufe gibt. Im dritten Forschungsschwerpunkt geht es schließlich um das Lernen der



Mathematik stochastischer Phänomene. Hierbei steht die Frage im Zentrum der empirischen Untersuchungen, welche Schülervorstellungen zum Wahrscheinlichkeitsbegriff bestehen und wie diese im schulischen Mathematikunterricht produktiv aufgegriffen werden können.

JONAS WOLFF

Jonas Wolff ist seit April 2022 Professor für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Transformationsforschung, Fokus Lateinamerika, im Institut für Politikwissenschaft am Fachbereich Gesellschafts-



wissenschaften. Zugleich ist er Vorstandsmitglied und Leiter des Programmbereichs „Innerstaatliche Konflikte“ am Leibniz-Institut Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK). Er ist Principal Investigator der Forschungsinitiative „ConTrust: Vertrauen im Konflikt“ sowie des Forschungszentrums „Transformations of Political Violence“ (TraCe), an denen Goethe-Universität und HSFK gleichermaßen beteiligt sind, sowie Direktoriumsmitglied des

Instituto Colombo-Alemán para la Paz (CAPAZ) in Bogotá, Kolumbien, und Mitglied des Forschungsnetzwerks External Democracy Promotion (EDP). Nach seiner Promotion, die er 2007 an der Goethe-Universität ablegte, arbeitete Jonas Wolff von 2008 bis 2015 als Wissenschaftler bei der HSK. 2013 war er Gastforscher am Nuffield College der University of Oxford. 2014 habilitierte sich Jonas Wolff an der Universität Kassel. Seit 2016 leitet er den Programmbereich „Innerstaatliche Konflikte“ an der HSK. In seiner Forschung beschäftigt sich Jonas Wolff mit Fragen politischer und gesellschaftlicher Transformationsprozesse an der Schnittstelle von Vergleichender Politikwissenschaft und Internationalen Beziehungen. Im Zentrum stehen innergesellschaftliche und internationale Auseinandersetzungen um die Gestalt von Demokratie, insbesondere in Lateinamerika.

ALEXANDRA ZINKE

Alexandra Zinke ist seit April 2022 Professorin für Theoretische Philosophie an der Goethe-Universität Frankfurt. Zuvor war sie Tenure-Track-Professorin an der Universität Stuttgart und Juniorprofessorin an der Universität Tübingen. Sie forscht insbesondere zur Erkenntnistheorie und der Philosophie der Logik. An der Universität Konstanz wurde sie mit der Arbeit „The Metaphysics of Logical Consequence“ promoviert, in welcher die semantischen und metaphysischen Voraussetzungen der Logik untersucht



werden. Ihr derzeitiges Forschungsprojekt „Dimensions of Doubt. On the Nature, Logic, and History of Doxastic Suspension“ (gefördert von der DFG) untersucht den Begriff der Urteilsenthaltung, seine Rolle in der Geschichte der Philosophie, den religiösen Agnostizismus sowie die formale Modellierung der Enthaltung und ihre Relevanz für rationales Entscheiden.

Kurzvideos mit Neuberufenen unter
<https://www.youtube.com/@GoetheUniversitaet/playlists>

Auszeichnungen

ERIC HELFRICH ERHÄLT EMMY NOETHER-FÖRDERUNG DER DFG

Neue Methoden zu entwickeln, um bisher unent-



deckten Naturstoffen auf die Spur zu kommen – dieses Ziel hat sich Eric Helfrich gesetzt, Professor für Naturstoffgenomik am hessischen LOEWE-Zentrum für Translationale Biodiversitätsgenomik (LOEWE-TBG) und der Frankfurter Goethe-Universität. Für seine Forschung erhält er seit Januar 2023 eine sechsjährige Förderung im Emmy Noether-Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für herausragend qualifizierte Nachwuchswissenschaftler*innen in Höhe von rund 1,5 Millionen Euro. Das Besondere an seinem Ansatz: Die genetischen Baupläne, die für die Produktion unbekannter Naturstoffe verantwortlich sind, werden mittels Maschinellen Lernen im Erbgut von Organismen aufgefunden gemacht und anschließend mit neuen Verfahren der

Synthetische Biologie in Bakterien biotechnologisch hergestellt. Helfrichs Forschung zum Genome Mining ist am LOEWE-Zentrum TBG im Bereich „Naturstoffgenomik“ angesiedelt, in dem die beteiligten Forscher*innen unterschiedliche Facetten von Naturstoffen und Artenvielfalt analysieren, von Tiergiften über Flechten bis zu Bakterien. Dabei haben sie immer auch das Anwendungspotenzial der Ergebnisse im Blick. An der Goethe-Universität Frankfurt forscht Helfrich am Institut für Molekulare Biowissenschaften und vermittelt in der Lehre unter anderem die große Bedeutung von Naturstoffen, die sie mit ihren wichtigen ökologischen und pharmazeutisch nutzbaren Eigenschaften einnehmen. Die Studierenden erhalten dabei Einblick in neue Methoden aus den Bereichen Informatik, Molekularbiologie, Synthetische Biologie und Analytische Chemie. Diese Interdisziplinarität in der Forschung ermöglicht es erst, neuartige Naturstoffe ausfindig zu machen. Foto: Jürgen Lecher

IVAN ĐIKIĆ ERHÄLT SCHWEIZERISCHEN LOUIS-JEANTET-PREIS FÜR MEDIZIN

Für seine Beiträge zur Erforschung eines der zentralen Regulationssysteme der Zelle, des Ubiquitin-Systems, wird Prof. Ivan Đikić, Direktor des Instituts für Biochemie II der Goethe-Universität Frankfurt,



mit dem Louis-Jeantet-Preis für Medizin ausgezeichnet. Der Preis wird Đikić gemeinsam mit seiner Kooperationspartnerin Prof. Brenda Schulman vom Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried bei München verliehen. Die Preisverleihung findet am Mittwoch, 26. April 2023, in Genf in der Schweiz statt. Dies gab die schweizerische Louis-Jeantet-Stiftung bekannt. Der Louis-Jeantet-Preis für Medizin gehört zu den renommiertesten Auszeichnungen für die biomedizinische Forschung und ist mit 500 000 Schweizer Franken (etwa 500 000 Euro) dotiert. Die Schweizer Louis-Jeantet-Stiftung verleiht seit 1986 jährlich den Preis an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die herausragende Forschung auf dem Gebiet der Biomedizin leisten. Đikić ist Sprecher des BMBF-geförderten Zukunftsklusters PROXIDRUGS, des DFG-geförderten Sonderforschungsbereichs 1177 zur selektiven Autophagie sowie Co-Sprecher des Clusterprojekts ENABLE und designierter Sprecher der geplanten Exzellenzinitiative EMThERA. Ferner konnte er kürzlich bereits zum dritten Mal einen Advanced Grant des Europäischen Forschungsrats (ERC) einwerben. Foto: Uwe Dettmar

LEIF S. LUDWIG ERHÄLT PAUL EHRlich- UND LUDWIG DARMSTAEDTER-NACHWUCHSPREIS

Der Biochemiker und Arzt Dr. Dr. Leif S. Ludwig (40) vom Berlin Institute of Health in der Charité (BIH)



und vom Max-Delbrück-Centrum erhält den Paul Ehrlich- und Ludwig Darmstaedter-Nachwuchspreis 2023. Das gab der Stiftungsrat der Paul Ehrlich-Stiftung heute bekannt. Basierend auf den neuesten Technologien zur Gensequenzierung einzelner Zellen hat der Preisträger ein Verfahren entwickelt, das die lebenslange Neubildung der Zellen des

menschlichen Bluts bis zu 1000-mal preiswerter, schneller und zuverlässiger analysieren kann als bisher möglich. Damit versetzt er die Medizin zum ersten Mal in die Lage, die Aktivität einzelner Blutzellen im Menschen mit vertretbarem Aufwand zu bestimmen. Dr. rer. nat. Dr. med. Leif Si-Hun Ludwig studierte seit 2003 zunächst Biochemie an der Freien Universität Berlin, dann Humanmedizin an der Charité Universitätsmedizin Berlin. Als Doktorand der Biochemie forschte er von 2011 bis 2015 am Whitehead Institute of Biomedical Research, als Postdoc von 2016 bis 2020 am Broad Institute of MIT and Harvard, beide in Cambridge/USA. Seit November 2020 leitet er eine Emmy Noether-Forschungsgruppe am Berlin Institute of Health in der Charité und dem Berlin Institute for Medical Systems Biology (Max-Delbrück-Center). Der Preis wird – zusammen mit dem Hauptpreis 2023 – am 14. März 2023 um 17 Uhr vom Vorsitzenden des Stiftungsrates der Paul Ehrlich-Stiftung in der Frankfurter Paulskirche verliehen.

Foto: Thomas Rafalzyk, Berlin Institute of Health

Geburtstage

70. GEBURTSTAG

Prof. Dr. Horst Stöcker

Institut für Theoretische Physik

65. GEBURTSTAG

Prof. Dr. Georg Hermes

Institut für Öffentliches Recht

Prof. Dr. Rudolf Mester

Institut für Informatik

Prof. Dr. Jörg Soppa

Institut für Molekulare Biowissenschaften

Prof. Dr. Gernold Zulauf

Institut für Geowissenschaften

JAPANOLOGIN FEIERT 75. GEBURTSTAG

Kimiko Nakayama-Ziegler M.A. ist nun beinahe volle fünfzehn Jahre mit der Japanologie an der Goethe-Universität affiliert. Ende der 2000er hatte sie sich – damals schon bekannt als Übersetzerin (in Zusammenarbeit mit Ursula Gräfe) von Texten japanischer Autorinnen wie Ogawa Yoko und Kawakami Hiromi – bereit erklärt, das am Fach neu eingerichtete Programm Literaturübersetzung aus dem Japanischen zu lehren. Von den Studierenden wurde das Programm sofort angenommen. Es ist bis heute ein wichtiger Teil des freien Studiums beziehungsweise der extracurricularen Ergänzungen des Japanologie-Studiums in Frankfurt. Als Sprachlehrerin einer besonderen Disziplin – der des literarischen Übersetzens – gelingt es ihr mit ihrer ruhigen, präzisen und positiven Art, denen, die sich der Aufgabe widmen, der Sprache auf höchstem Niveau gerecht zu werden, eine ideale Unterstützung zu geben. Mittlerweile sind einige Generationen von Studierenden erfolgreich durch ihre Schule gegangen. Intensivseminare im Sommer, die auch Interessierten von außerhalb offenstanden, haben Mitglieder der Gruppe zu eigenen Karrieren auf translatorischem Feld inspiriert. Kimiko Nakayama-Ziegler hatte zunächst Deutsche Philologie an der Sophia-Universität in Tōkyō studiert und 1975 mit dem BA abgeschlossen. Ihren Magister in Germanistik, Anglistik und Japanologie erhielt sie 1984 an der Goethe-Universität. Danach war sie an verschiedenen Einrichtungen als Dozentin beschäftigt. Anfang Februar 2023 feiert die renommierte Übersetzerin, der das Fach viel verdankt, ihren 75. Geburtstag. Die Japanologie wünscht ihr alles erdenklich Gute und würde sich freuen, wenn sie noch zahlreiche weitere Semester als Lehrbeauftragte tätig sein wollte!

Prof. Dr. Lisette Gebhardt, Institut für Japanologie

Veranstaltungen der Evangelischen Studierendengemeinde (ESG) Frankfurt

www.esg-frankfurt.de

Gemeinsam im Schreibfluss bleiben

Freitag, 3. März 2023, 10.00 bis 15.00 Uhr, Raum SH 3.104 (Seminarhaus)

Freitag, 24. März 2023, 10.00 bis 15.00 Uhr, Raum SH 4.108 (Seminarhaus)

In Kooperation mit dem schreibZENTRUM der Goethe-Universität findet ein zweiteiliger Workshop „Gemeinsam im Schreibfluss bleiben“ statt. Der Workshop richtet sich an Studierende, die beim Verfassen schriftlicher Arbeiten ihren Schreibprozess als blockiert wahrnehmen. Im WS werden die jeweils spezifischen Blockaden identifiziert. Durch Impulse und Übungen aus dem Kreativen Schreiben wird das „ins Schreiben kommen“ auf den wissenschaftlichen Schreibprozess übertragen. Zudem werden Werkzeuge angeboten, um den eigenen Schreibprozess zu reflektieren und strukturieren.

Der Workshop ist anwendungsorientiert und zeichnet sich durch praktische Übungen aus. Durch den Gruppenprozess kann mit- und voneinander gelernt werden. Der Workshop kann ohne Vorwissen besucht werden und geht nicht auf inhaltliche/fachliche Fragestellungen des Studienfachs ein. Dozentin ist Anke Spory.

Kontakt: spory@esg-frankfurt.de

Mehr dazu unter https://www.starkerstart.uni-frankfurt.de/104798674/Gemeinsam_im_Schreibfluss_bleiben

Veranstaltungen der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) Frankfurt

Semesterabschluss mit Valentinssegen

Sonntag, 12. Februar 2022,

19.00 Uhr, Kirche Sankt Ignatius

Wir feiern den Semesterabschluss und einen Gottesdienst für Paare und Singles, die am Valentinstag an die Liebe erinnert werden wollen. In einer Segensfeier kann jeder einen persönlichen Segen empfangen, allein oder zu zweit. Anschließend sind alle herzlich zum Empfang in der Villa Gründergeist (direkt neben der Kirche) eingeladen. <https://khg-frankfurt.de>

22. Februar 2023

Podiumsgespräch

Neue Wege in die Stadt: Wie Pendelmobilität nachhaltiger werden kann

18.30 bis 20 Uhr, online

Wie nachhaltiges Pendeln aussehen kann, haben Wissenschaftler*innen des ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung – in einem Mobilitätsexperiment in der Region Frankfurt RheinMain untersucht. Zwischen Juli 2022 und Januar 2023 haben Pendler*innen auf ihrem Arbeits- bzw. Ausbildungsweg etwas Neues ausprobiert.

Wissenschaftler*innen, Expert*innen aus den beteiligten Kommunen – Hochtaunuskreis und Kreis Groß-Gerau – sowie Teilnehmende des Experiments berichten über ihre Erfahrungen sowie Ergebnisse des Experiments. Podiumsgespräch mit: Dr. Jutta Deffner, Dr. Luca Nitschke, Heike Mühlhans, ivm GmbH (Integriertes Verkehrs- und Mobilitätsmanagement Region Frankfurt RheinMain) sowie Vertreter*innen aus den beteiligten Landkreisen und Teilnehmende des Mobilitätsexperiments. Moderation: Stephan Hübner, Hessischer Rundfunk. Anmeldungen unter: veranstaltungen@isoe.de. Ansprechpartnerin: Dr. Nicola Schuldt-Baumgart. <https://www.isoe.de/veranstaltungen>. Mitdiskutieren: #Mobilität #Pendelmobilität. Veranstalter: ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung www.isoe.de

2. März 2023, Einlass ab 18.00 Uhr LANGE NACHT der aufgeschobenen Hausarbeiten (LNDAH)

Bibliothek BZG u. virtuell

Die nächste Lange Nacht der aufgeschobenen Hausarbeiten steht vor der Tür – und zwar hybrid! Am 2. März 2023 von 18.30 Uhr bis 3.00 Uhr können alle Interessierten mit anderen Schreibenden sowohl in Präsenz in der Bibliothek BZG als auch von zuhause über Zoom an ihren Schreibprojekten arbeiten. Wie immer wird es während der LNDAH verschiedene Mini-Workshops und ein breites Beratungsangebot geben. Genauere Informationen zum Ablauf und zur Anmeldung (2 Wochen vor Beginn):

<https://www.starkerstart.uni-frankfurt.de/125485170/Veranstaltungen#LNDAH>

30./31. März 2023

XXII. Walter Hallstein-Kolloquium

»The Common Security and Defence Policy of the EU – Perspectives from Member States«

Eisenhower-Saal (Raum IG-1.314), Campus Westend

Das Frankfurter Walter Hallstein-Kolloquium, das seit 2000 stattfindet, hat sich schon mehrfach mit den auswärtigen Beziehungen der Europäischen Union beschäftigt. Die veränderte sicherheitspolitische Lage in Europa und ein sich wandelndes Bewusstsein in vielen Mitgliedstaaten mit Blick auf die Bedeutung der Gemeinsamen Sicherheits- und Verteidigungspolitik (GSVP) der EU bieten Anlass, dieses Themenfeld erneut zum Gegenstand eines Symposiums zu machen. Dabei soll einmal nicht in erster Linie die Position der verschiedenen Institutionen der EU selbst oder ihrer großen Mitgliedstaaten im Vordergrund stehen. Vielmehr soll die Aufmerksamkeit auf Staaten „an der Peripherie“ gerichtet werden, die einen besonderen verfassungsrechtlichen Status im Hinblick auf ihre Verteidigungspolitik haben, gegenüber sicherheitspolitischen Bedrohungen von außerhalb besonders exponiert sind, oder, gerade im Gegenteil, von ihnen geographisch so weit entfernt liegen, dass sich die Frage nach ihrer Interessenlage stellt. Es soll den sicherheitspolitischen Unterschieden und Gemeinsamkeiten nachgespürt werden, die es in der EU gibt, und die es erlauben, eine bessere Einschätzung davon zu gewinnen, wie es um die GSVP steht, wenn man die Tiefenschichten der jeweiligen Mitgliedstaaten betrachtet. Daher sind Referentinnen und Referenten aus Staaten, die in dieser Hinsicht gewisse Besonderheiten aufweisen, eingeladen: Finnland, Estland, Griechenland, Kroatien, Österreich und Portugal. Die Klammer bilden ein einführender Vortrag einer Wissenschaftlerin des Heidelberger Max-Planck-Instituts und ein Panel mit Vertretern des Auswärtigen Amtes und der Europäischen Union. Das Programm entnehmen Sie bitte der Website des Wilhelm-Merton-Zentrums für europäische Integration.

Die Veranstaltung, die in englischer Sprache stattfinden soll, wird vom Arbeitskreis Europäische Integration und vom Forschungsverbund »Normative Ordnungen« gefördert.

Goethe-Uni online

Weitere Termine finden Sie hier

<http://www.uni-frankfurt.de/kalender>

Süwag

GO

Elektrisch unterwegs mit Frank-e

Du möchtest spontan und flexibel von Vorlesung zu Vorlesung cruisen? Frank-e bringt Dich mit bis zu 45 km/h, auch zu zweit, schnell und einfach ans Ziel. Mit dem Code GoFranke erhältst Du 20 Freiminuten für Deine Fahrt. Weitere Infos findest Du unter: suewag2go.de/frank-e

Hol' Dir jetzt die Süwag2GO-App

